

Sozialanthropologie | Österreichische Akademie der Wissenschaften



Gebhard Fartacek und Ernst Halbmayer (Hrsg.)

Methodenfrage der  
**Kultur- und Sozialanthropologie:**  
Historische und sozialwissenschaftliche Beiträge

WORKING  
PAPERS

Band 6

Reihe A | Wittgenstein 2000  
Lokale Identitäten und überlokale Einflüsse



**Working Papers der Kommission für Sozialanthropologie**

ISSN: 1810-7346

Reihe A: Lokale Identitäten und überlokale Einflüsse. Wittgenstein 2000.

**Veröffentlicht von:**

Kommission für Sozialanthropologie

Österreichische Akademie der Wissenschaften

Schwindgasse 14/6 – 1040 Wien

Fax: 01/ 503 68 73 / 6680

E-Mail: sozialanthropologie@oeaw.ac.at

© Gebhard Fartacek und Ernst Halbmayer. 2003

Kommission für Sozialanthropologie/Österreichische Akademie der Wissenschaften

E-Mail: gebhard.fartacek@oeaw.ac.at | ernst.halbmayer@univie.ac.at

Gebhard Fartacek und Ernst Halbmayer (Hrsg.)

**Methodenfrage der Kultur- und Sozialanthropologie:**

Historische und sozialwissenschaftliche Beiträge

Ergebnisse der querliegenden Arbeitsgruppe "Methode"  
des FSP „Lokale Identitäten und überlokale Einflüsse“,  
Wittgenstein 2000, im Jahr 2003

## INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT	3
Ernst Halbmayer und Gebhard Fartacek: Sozialanthropologische Methoden an der Schnittstelle von Geschichts- und Sozialwissenschaften: Ein Überblick zur Diskussion im FSP: <i>Lokale Identitäten und überlokale Einflüsse</i>	4
Johann Heiss: Pilger- und Handelswege in Südarabien. Überlokale Einflüsse und die Konstruktion von Identitäten (Kurzfassung des Referats, Januar 2003)	10
Protokoll der Arbeitsgruppe „Methoden“ zum Vortrag von Johann Heiss	14
Zusammenfassung	16
Andre Gingrich: Evolution und Diffusion als methodische Zugänge (Kurzfassung des Referates, Februar 03)	17
Protokoll der Arbeitsgruppe „Methode“ zum Vortrag von Andre Gingrich	19
Zusammenfassung	21
Ernst Halbmayer: Komparative Methoden in der sozialanthropologischen Untersuchung einer Sprachfamilie in Südamerika (Kurzfassung des Referats, März 04)	22
Protokoll der Arbeitsgruppe „Methoden“ zum Vortrag von Ernst Halbmayer	29
Zusammenfassung	30
Gebhard Fartacek: Der Approach der Fallrekonstruktion und seine methodische Umsetzung am Beispiel ethnographischer Erhebungen in Syrien (Kurzfassung des Referats, April 04)	31
Protokoll der Arbeitsgruppe „Methoden“ zum Vortrag von Gebhard Fartacek	35
Zusammenfassung	36
Barbara Danczul: Methodenfragen in der Rechtsanthropologie (Kurzfassung des Referats)	37
Protokoll der Arbeitsgruppe „Methoden“ zum Vortrag von Barbara Danczul	43
Zusammenfassung	44
Hilde Schäffler: Gender und Methode. Zum Stand interdisziplinärer Methodologie aus feministischer Perspektive. (Kurzfassung des Referats, Mai 04)	45
Protokoll der Arbeitsgruppe „Methoden“ zum Vortrag von Hildegard Schäffler	52
Zusammenfassung	53

## VORWORT

Die vorliegende Zusammenstellung dokumentiert die Diskussionsprozesse und provisorischen Ergebnisse einer unter jenen drei Arbeitsgruppen, die im Winter 02/03 im FSP Wittgenstein 2000 eingerichtet worden sind. Diese drei Arbeitsgruppen wurden für befristete Zeit als „querliegend“ zu den drei regionalen Bereichen des FSP etabliert, um verstärkte inhaltliche und methodische Vernetzung unter den MitarbeiterInnen des FSP zu erzielen. Das ist auf der Sommerklausur 02 vom Scientific Advisory Board vorgeschlagen worden. Nach ausführlichen Diskussionen im Herbst 02 erfolgte die Umsetzung somit von Neujahr 02/03 bis zum Sommer 03.

Ziel dieser Arbeitsgruppe war es, durch knoweldge- sharing einen ersten systematischen Überblick zu den praktizierten Methoden innerhalb und rund um den FSP zu erzielen. Dazu wurde jede/r Mitwirkende dieser Arbeitsgruppe „Methoden“ eingeladen, ein Referat zu halten, das anhand eigener, laufender oder früherer Forschungsaktivitäten einen jeweils anderen Aspekt solcher methodischen und methodologischen Verfahrensweisen vorstellte, die auch für andere MitarbeiterInnen der Arbeitsgruppe und für den FSP insgesamt relevant sind oder relevant werden könnten.

Im Folgenden werden diese Beiträge in der chronologischen Reihenfolge ihrer Präsentation während des ersten Halbjahres 03 vorgelegt. Jeder Beitrag ist dabei in drei Teile gegliedert: Erstens in die geraffte Kurzfassung des Referates, wie es von der Autorin/vom Autor übermittelt wurde; zweitens in das Protokoll der Diskussion, die jeweils auf das Referat folgte; drittens in eine Zusammenfassung aus beidem, Referat und Diskussion. Einige Beiträge und Protokolle habe ich selbst noch etwas redigiert und Zusammenfassungen erstellt, in anderen Fällen haben dies die beiden Herausgeber bzw. die AutorInnen selbst durchgeführt.

Aus meiner Sicht ist es mit diesen Präsentationen und Diskussionen, und mit der daraus resultierenden und hier vorgelegten Dokumentation in einer durchaus anregenden und dynamischen Weise gelungen, eine kritische Bestandsaufnahme von wichtigen, ausgewählten Fragen der Methodik und der Methodologie in unserem Fachbereich durchzuführen. Dieser definiert sich bekanntlich an der Schnittstelle von Geschichts- und Sozialwissenschaften. Es ist daher nur konsequent, dass diese Dokumentation zum Einen epistemologische und methodologische Grundfragen aufwirft- vor allem, aber nicht nur im Beitrag von Hilde Schäffler. Zum Anderen werden hier Methodenfragen aus eben diesen beiden Schnittflächen erörtert: Die Beiträge von Johann Heiss und mir gehen dabei eher Fragen der historischen Methoden in der Ethnologie nach, jene von Ernst Halbmayer, Gebhard Fartacek und Barbara Danczul verfolgen hingegen eher Aspekte der sozialwissenschaftlichen methodischen Komponente unseres Faches.

Ich hoffe, dass damit auch anderen an der Arbeit des FSP, und an Methodenfragen der Kultur- und

Sozialanthropologie Interessierten ein Hilfsmittel zur Verfügung gestellt ist, das sinnvoll für weitere Arbeiten konsultiert und kritisch herangezogen werden kann.

Andre Gingrich Wien, im Juni 2003

**Ernst Halbmayr und Gebhard Fartacek:  
Sozialanthropologische Methoden an der Schnittstelle von Geschichts- und  
Sozialwissenschaften: Ein Überblick zur Diskussion im FSP: *Lokale Identitäten und  
überlokale Einflüsse*<sup>1</sup>**

## **Einleitung**

Ziel unserer Arbeitsgruppe war es, einen ersten systematischen Überblick zu den praktizierten Methoden innerhalb und rund um den FSP zu erarbeiten. Dazu gab es insgesamt sechs Arbeitstreffen mit unterschiedlichen inhaltlichen Beiträgen von: Johann Heiss, Andre Gingrich, Ernst Halbmayr, Gebhard Fartacek, Barbara Danczul und Hildegard Schäffler. Diese Einzelbeiträge orientierten sich an den eigenen Forschungsaktivitäten der jeweiligen ReferentInnen und stellten jeweils auch einen anderen methodischen bzw. methodologischen Aspekt in den Vordergrund.

Im folgenden werden wir kurz auf diese Einzelbeiträge zu sprechen kommen und in einige allgemeine und zusammenfassende Überlegungen einbetten. Die Beiträge zur Ethnologischen Methode und Methodologie gruppieren sich rund um die Schnittstelle von Geschichts- und Sozialwissenschaften. Diese Schnittstelle ist einerseits Ausdruck von den forschungsleitenden Fragestellungen des FSP und impliziert andererseits auch eine Grundpositionierung innerhalb der rezenten Kultur- und Sozialanthropologie. Im Zentrum stehen daher historisch-sozialwissenschaftlich orientierten Methoden und deren erkenntnistheoretischen Grundlagen in der Forschungspraxis.

Von den sechs Einzelbeiträgen gruppieren sich zwei, nämlich der Beitrag von Johann Heiss und jener von Andre Gingrich um die Analyse von historischem Material und Prozessen. Die Beiträge von Barbara Danczul, Ernst Halbmayr und Gebhard Fartacek beschäftigen sich dagegen primär mit sozialwissenschaftlichen Fragestellungen, und der Beitrag von Hildegard Schäffler fokussiert insbesondere auf methodologische und epistemologische Aspekte der Forschungspraxis in Bezug auf Gender und neueren Ansätzen aus der feministischen Anthropologie.

Dieser Aufbau liegt nun auch dieser einleitenden Zusammenfassung zugrunde. Wir werden zunächst auf die behandelten historischen Methoden der Ethnologie zu sprechen kommen, dann auf die sozialwissenschaftlichen Methoden eingehen, und schließlich die Darstellung der epistemologisch-methodologischen Überlegungen Hildegard Schäfflers dazu nützen um einige zusammenfassende und übergreifende Thesen zur Diskussion zu stellen.

## **1. Historische Methoden der Ethnologie**

### **Johann Heiss**

Kurz zusammengefasst ging es bei dem Referat von Johann Heiss auf der letzten Klausur um die Auswirkungen von Handels- und Pilgerwegen auf Identitätskonstruktionen in Vergangenheit und Gegenwart. Methodisch integriert sind dabei die Deutungen und Sichtweisen der Einheimischen auf die historischen Quellen. Die Methode zielt darauf ab, wie antike und mittelalterliche Praktiken zur Nutzung von Handels- und Pilgerwegen die Praktiken der Gegenwart mitprägen und mitbeeinflussen. Umgekehrt kann die ethnographische Feldforschung nicht nur erklären, wie Geschichte Gegenwart mitprägt, sondern auch zur Korrektur und Neuinterpretation der historischen

---

<sup>1</sup> Ursprünglich präsentiert im Rahmen der Klausur des FSP: *Lokale Identitäten und überlokale Einflüsse* in Trencinske Teplice, Slowakische Republik, Juli 2003.

Quellen beitragen, sozusagen die Geschichte aus der Gegenwart heraus sichten bzw. erklären.

### **Andre Gingrich**

hat sich mit evolutionistischen und diffusionistischen Zugängen in methodischer Hinsicht beschäftigt. Er hat deutlich gemacht, dass ein evolutionistischer Zugang das Hier und Jetzt primär als „innere Entwicklung“ auf Basis von dann zu verallgemeinernden Lokalanalysen erklären würde (also als etwas „lokal entstandenes“); während ein diffusionistischer Zugang demgegenüber die asymmetrischen Einflüsse von außen – sprich das Überlokale – betonen würde. Beides sind also Ansätze die geschichtliche Prozesse auf unterschiedliche Weise rekonstruieren und erklären. Andererseits diese (rekonstruierten) geschichtlichen Prozesse heranziehen um die Gegenwart zu erklären.

Grundsätzlich ist es aus heutiger Sicht anstrebenswert beide Zugänge zu „entideologisieren“, da sowohl Evolutionismus als auch Diffusionismus historisch belastet sind. Diese Tatsache muss jedoch noch nicht a priori gegen die zugrundeliegenden methodologischen Vorgangsweisen sprechen: im Sinne einer ideologieentfrachteten pragmatischen und wechselseitig verschränkten „dialektischen“ Beachtung beider Aspekte, können diese in der empirischen Analyse des Wechselverhältnisses von lokalen und globalen Prozessen fruchtbar gemacht werden.

### **Credo**

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die historischen Methoden in der Ethnologie sowohl progressiv, also von den historischen Ursachen zu ihren aktuellen Wirkungen vorgehen können, (Geschichte erklärt also Gegenwart) als auch „regressiv“, d.h. von dem heutigen Hier und Jetzt die historischen Ursachen und Prozesse rekonstruierend und erklärend (Geschichte als das zu Erklärende). Ein regressiver Approach eignet sich also für die Rekonstruktion von historischen Abfolgen und deren Transformationen, immer auch vor dem Hintergrund möglicher hypothetischer oder empirischer Alternativen.

## **2. Sozialwissenschaftliche Methoden der Ethnologie**

### **Ernst Halbmayer**

hat sich an Hand seiner Arbeiten zu Carib-sprechenden Indianern mit der vergleichenden Analyse von zeitgenössischem Material beschäftigt, also mit einer sozialwissenschaftlichen Methode, die sich zum Ziel setzt durch diesen Vergleich „mehr“ und „anderes“ herauszufinden als durch Einzelstudien. Das „Warum, Was und Wie“ des Vergleichs stand dabei im Zentrum der Ausführungen: während das „Warum“ am jeweiligen Erkenntnisinteresse, den Forschungslücken und den spezifischen Fragestellungen festgemacht wird, geht es beim „Was“ um die Definition von Grundgesamtheit, und die Auswahl der zu analysierenden Fälle. Wo nicht ausschließlich eigene Erhebungsergebnisse verglichen werden, bietet sich „analytisches“ Sampling (im Unterschied zu random sampling und theoretischem sampling) zur systematischen Fallauswahl an. Diese Vorgangsweise fragt (bzw. analysiert) nach Qualität und Quantität vorliegender Daten um zu entscheiden ob ein Fall in den Vergleich aufgenommen wird; im Gegensatz zu einer rein zufallsgeleiteten Auswahl der Fälle oder einer rein auf theoretischen Überlegungen aufbauenden Auswahl der Fälle. Insgesamt legt das jeweilige

Sampling die Art der Repräsentativität von Aussagen, deren Reichweite und Verallgemeinerbarkeit fest.

Das „Wie“ bei Vergleichsverfahren kann nach größeren oder kleineren Gemeinsamkeiten, oder auch nach signifikanten (intern oder extern bedingten) Unterschieden fragen. Vorgeschlagen wird eine explizierte Positioniertheit der Analyse und Unterscheidung von Analyseebenen (z.B. Mikro-, Meso-, Makro-). Die Entscheidung oder „Auswahl“ in jedem dieser methodischen Schritte hat sich vom Forschungsziel leiten zu lassen, sollte theoretisch und methodisch reflektiert sein und aber vor allem auch ethnographisch begründet und somit empirisch fundiert sein.

### **Gebhard Fartacek**

hat den Approach der Fallrekonstruktion und seine methodische Umsetzung am Beispiel seiner Forschungen über Tabuvorstellungen in Syrien dargelegt. Im Zuge der Fallrekonstruktion werden einzelne Fälle rekonstruiert, wo (im Falle von Gebhard Fartaceks Forschungen) Menschen gefährlichen Dämonen begegnet sind oder Erlebnisse mit dem Bösen Blick oder anderen übernatürlichen Phänomenen hatten. Im Zuge eines hypothesengenerierenden Dialogs werden die Interviewpartner nicht nur mit ihren eigenen Konstruktionen und Rekonstruktionen sondern auch mit denen anderer konfrontiert, indem die ausgewählten Fälle einerseits gegenseitig, und andererseits mit hypothetischen "was-wäre-wenn" Fällen, kontrastiert werden.

Der methodologische Ansatz der Fallrekonstruktion erscheint dann sehr vielversprechend und zielführend zu sein, wenn es darum geht Glaubensgrundsätze, Belief-Systeme, Wertvorstellungen oder epistemologische Modelle transparent zu machen. Weniger geeignet erscheint dieser Ansatz für die Quantifizierung von „social facts“: Ich kann auf diese Weise beispielsweise nicht herausfinden „wie viel Prozent der Bauern im Euphrattal an Geister glauben“; auch wird es unmöglich sein regionale Verbreitungskarten zu erstellen, wo, welches Phänomen mit welcher Häufigkeit vorkommt.

Die Fallrekonstruktion ist primär dazu geeignet „Normatives“ zu erheben, also nicht so sehr „das was ist“, sondern „das was (in der Sichtweise der betroffenen Menschen) der Fall sein sollte“. Dort wo es um die Struktur von Ideen geht, erscheint der Approach der Fallrekonstruktion neue Impulse zu bringen. Bezogen auf die sozialanthropologische Theorienbildung erscheint die Fallrekonstruktion sehr gut kompatibel zu sein mit konstruktivistischen Ansätzen.

### **Barbara Danczul**

beschäftigte sich mit der Frage wie Recht, insbesondere nicht kodifizierte normative Ordnungssysteme einer Gesellschaft erfasst werden können. Dabei gibt es unterschiedliche methodische Herangehensweisen:

ideologisch: Das was (in der Sichtweise der betroffenen Menschen) normativ der Fall sein sollte. [strukturanalytisch orientiert]

deskriptiv: Die Regeln, die aus der empirischen Praxis (bzw. vom „Verhalten“ der Menschen) abgeleitet werden. [handlungsanalytisch orientiert]

trouble case: Regeln und Vorschriften werden durch die Ursache, Verlauf und Beilegung von Streitereien und Konflikten abgeleitet. [prozessanalytisch orientiert]

Diese Herangehensweisen können in einer sich ergänzenden Art der Anwendung einerseits dazu dienen nicht kodifizierte normative Ordnungssysteme zu erfassen und andererseits Disparitäten zwischen idealrechtlichen Vorstellungen und der Rechtspraxis bzw. Rechtswirklichkeit aufzuzeigen.

Im Kontext der „trouble case method“ und im weiteren Sinn der „conflict resolution studies“ haben sich zwei Forschungsansätze herausgebildet, die auf die Schlagwörter Struktur vs. Prozess reduziert werden können: während sich ersterer in Anlehnung an eine struktur-funktionalistische Analyse eher regelorientiert darstellt, steht bei zweitem das prozessuale Element im Vordergrund. Welchem dieser beiden Ansätze der Vorzug geben wird, ist nicht nur forschungspragmatisch bedingt, sondern auch von der zentralen Fragestellung des Projektes abhängig.

### **Credo**

Schlüsselement in allen drei Beiträgen war der Vergleich von Fällen (fallvergleichendes Vorgehen). Dieser Vergleich ist auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt: Die Fälle in Fartaceks Forschungen sind „Events“, deren Struktur im Kontext zu anderen Ideen und normativen Vorstellungen oder Weltbildern erschlossen werden soll.

Bei Barbara Danczul geht es um rechtsrelevante Ereignisse, die bei der trouble case Methode im Kontext eines Vorher und Nachher analysiert werden (Entstehung von Konflikten, Konfliktbeilegung und deren Folgen davon).

In Halbmayers Forschungen sind die Fälle unterschiedliche ethnische Gruppierungen, die in Bezug auf gewisse zentrale ausgewählte Dimensionen miteinander verglichen werden (wie beispielsweise im Rahmen der Sozialorganisation oder zentraler Rituale).

Ziel dieser Vergleiche ist jeweils Hypothesen und Theorien aus dem empirischen Material zu generieren. In einer solchen Theorieentwicklung liegt auch das kreative Potential: Sie ermöglicht weitere und andere Rückschlüsse als jene Theorien, die rein auf theoretischer Deduktion beruhen oder solchen Beschreibungen, die einem atheoretischen Empirismus verpflichtet sind.

Die hier vorgestellten Methoden arbeiten sowohl hypothesengenerierend als auch hypothesenüberprüfend. Die Theoriengewinnung ist eng mit qualitativen empirischen Daten verknüpft, die im Zuge ethnographischer Feldforschungen gewonnen werden. Aus diesen Daten können sowohl neue Theorien generiert werden, als auch bestehende kritisch hinterfragt, verworfen oder weiterentwickelt werden.

## **3. Feministische Anthropologie und erkenntnistheoretische Einsichten**

### **Hilde Schäffler**

Geht der Frage nach einer umfassenden Berücksichtigung von Gender im methodischen Bereich der Ethnologie nach und beleuchtete dabei insbesondere vier Aspekte:

- Die Sensibilität gegenüber Machtbeziehungen im Feld
- Die Epistemologie des situierten Wissens
- Das Gender des Forschers, der Forscherin



Die Sensibilität gegenüber Machtbeziehungen im Feld: Von der ursprünglichen Forderung nach Machtfreiheit und der Aufhebung von Machtverhältnissen im Forschungsprozess, hin zu aktuellen Forderungen nach kritischer Reflexion möglicher Machtprozesse im Forschungsprozess.

Die Epistemologie des situierten Wissens hängt mit der Positioniertheit des/r ForscherIn zusammen und hat sich in der Auseinandersetzung und Kritik des Paradigmas der wissenschaftlichen Objektivität etabliert. Schäffler geht hier auf die Bedeutung des Konzeptes des situierten Wissens von Donna Haraway ein (d.h. ein Deutlichmachen, Positionieren und Situieren des erkennenden Subjekts). In Bezug auf eine „gender-sensitive Positionierung“ sollen sowohl das Geschlecht der ForscherInnen als auch die geschlechtsspezifischen Möglichkeiten und Schwierigkeiten der Forschung deutlich gemacht werden.

Daran schließt sich die Diskussion der Annahme an, dass Frauen grundsätzlich besser für die Untersuchung der Lebenssituation, des Wissens und der Weltansicht von Frauen geeignet sind. Diese Annahme ist schon früh und vielfach kritisiert worden. So wurde sie auch als eine Entschuldigung für die Nichtbeachtung des Wissens und der Lebensbereiche von Frauen durch männliche Forscher entlarvt. Auf die Erforschung der nur allzu oft auf einer ökonomischen, sozialen und symbolischen Ebene durchwegs weniger „wichtigen“ und machtvollen „weiblichen“ Bevölkerung einer Gesellschaft und Kultur konnte so bisher auch aufgrund des Arguments „Frauen werden am besten von Frauen beforscht“ von Seiten vieler Forscher verzichtet werden. Genauso, wie es nicht mehr möglich sein sollte Frauen als Erkenntnissubjekte innerhalb einer Gesellschaft zu ignorieren, ist die Rolle, die gender in der Strukturierung menschlicher Gesellschaften spielt, mittlerweile als wesentlich und wichtig anerkannt.

### **Credo: Gender als analytische Kategorie und wandelbare „Größe“**

Gesellschaftliche und kulturelle Strukturierungen entlang der Kategorie gender mit einzubeziehen ist insofern im methodischen Vorgehen jeglichen Forschungsdesigns ein wichtiger Punkt. Gender kann allerdings nicht als Konstante bzw. ontologisch Gegebenes behandelt werden, wie gerade die Sozial- und Kulturanthropologie in ausführlicher und eindrücklicher Art und Weise gezeigt hat. Daher gilt es über die Einbeziehung von gender als analytische Kategorie hinaus die Veränderung von Geschlechterkonzeptionen und Geschlechterverhältnissen bzw. die Auswirkungen, welche die beforschten gesellschaftlichen Praxen, historischen Ereignisse und kulturellen Bedeutungsformationen auf die Konstruktion von gender haben auch auf einer methodischen Ebene mit einzubeziehen. Dies ortet Schäffler als eine Schwierigkeit aber auch Herausforderung, die eine möglichst weitgehende Einbeziehung von gender im methodischen Bereich aufwirft und die es um einer Essentialisierung der Kategorie Geschlecht entgegenzuwirken zu lösen gilt.

## **4. Conclusio aus allen Beiträgen**

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass das methodische Vorgehen mit den Fragestellungen und Untersuchungszielen untrennbar verknüpft ist. Wenn von geeigneteren historischen bzw. sozialwissenschaftlichen Methoden oder weniger geeigneteren gesprochen wird, dann einerseits in Bezug auf ein jeweiliges Forschungsproblem. Andererseits ist es auch notwendig, ältere Methoden von ihrer Einbettung in ideologische Programmen zu befreien um für neue und aktuelle Fragestellungen zu adaptieren und weiterzuentwickeln.

Die ausgewählte Methode sollte stets explizit verwendet werden; die Entscheidung warum einer bestimmten Methode (im Vergleich zu anderen Methoden) der Vorzug gegeben wird, sollte nachvollziehbar gemacht werden und transparent sein.

Unterschiedliche Kriterien können für eine solche Auswahl relevant sein: Wir wollen hier neben anderem pragmatischen, ethischen, inhaltlich-theoretischen Kriterien, nur auf zwei uns wichtig erscheinende Aspekte zu sprechen kommen:

(1) Ein Auswahlkriterium ist die Gewinnung neuen Wissens. Wie es Marilyn Strathern zum Ausdruck brachte: „What we need to know is what works – what does or what does not produce more knowledge“

(2) Diese Wissensproduktion beruht bei den ethnologischen Methoden nicht ausschließlich auf der Gewinnung von Daten und deren Analyse im Sinne einer reinen Akkumulation von Wissen. Vielmehr muss die ausgewählte Methode es erlauben, die kulturelle Spezifität der eigenen Grundannahmen des Forschers / der Forscherin sichtbar werden zu lassen und zu dekonstruieren.

Nicht zuletzt deshalb ist die Frage der eigenen Positioniertheit nicht nur für die Genderforschung von maßgeblicher Bedeutung, sondern als erkenntnistheoretisches Grundproblem von genereller Relevanz und grundsätzlich bei der Auswahl der Methode mitzureflektieren.

Wie wir meinen zeigen unsere Beiträge, dass eine systematische Auseinandersetzung mit Methoden sich nicht in Nabelschau und Selbstreflexion des Forschers / der Forscherin erschöpfen und nicht auf eine reine Politik des Schreibens reduziert werden können.

**Johann Heiss:**

**Pilger- und Handelswege in Südarabien. Überlokale Einflüsse und die Konstruktion von Identitäten (Kurzfassung des Referats, Januar 2003)**

Das Folgende ist kein Ergebnis von Feldforschungen, sondern es sind Überlegungen, die auf Vorstudien zu einer Feldforschung zurückgehen. Es handelt sich daher um Annahmen (Hypothesen), die durch Feldforschung bestätigt oder widerlegt werden müssen.

**Die Fernhandelswege in vorislamischer Zeit**

Im Zentrum der Untersuchung stehen Fernverbindungen, welche die Arabische Halbinsel annähernd von Norden nach Süden durchziehen, sowie deren Auswirkungen auf die Menschen, die an diesen Routen wohnen. Die Existenz dieser Handelsstrassen ist bis in die Antike zurück zu verfolgen, als der Südwesten der Arabischen Halbinsel durch Berichte über den sagenhaften Reichtum seiner Bewohner das Interesse der Römer weckte. Ein römischer Versuch, Südarabien zu erobern, schlug jedoch im Jahr 25/24 v. fehl. Aus einer Beschreibung der Seewege um die Arabische Halbinsel, dem sogenannten Periplus maris Erythraei aus dem 1. Jahrhundert n., sind zahlreiche Waren bekannt, die damals über Südarabien von Indien in den Mittelmeerraum bzw. umgekehrt gehandelt wurden. Diese Liste zeigt, dass der Weihrauch, der dieser Handelsroute den Namen gab, nur ein Produkt unter vielen war, mit denen her Handel getrieben wurde. Zumindest ein Teil der genannten Waren sind auf Grund der Windverhältnisse im Roten Meer auch über den Landweg transportiert worden. Der wichtigste Strang dieser Handelsstraße scheint zunächst entlang des Randes der zentralarabischen Wüste nach Norden geführt zu haben. In der Zeit zwischen dem Beginn unserer Zeitrechnung und spätestens dem Aufkommen des Islam ist dieser bedeutende Strang der Weihrauchstrasse (arab. darb al-bukhur) weiter nach Westen verschoben worden, ähnlich wie auch die Bevölkerungszentren in diesem Teil der Arabischen Halbinsel.

**Die Handels- und Pilgerwege in islamischer Zeit**

Verschiedene Stränge dieser Nord - Süd - Verbindung wurden von mittelalterlichen arabischen Autoren vor allem aus dem Jemen erwähnt (z. B. al-Hamdani, Umara). Die Strecken führten damals schon zum Teil durch die Küstenebene, die Tihāma, zum Teil über das Hochland. Wie zu erwarten, waren diese Routen durch Querverbindungen miteinander verknüpft, sodass ein Ausweichen von einer Nord - Süd - Verbindung auf eine andere möglich war. Diese Strassen, die immer wieder durch Baumassnahmen verbessert wurden, dienten nun, in islamischer Zeit, nicht nur als Handelsverbindungen, sondern auch als Pilgerstrassen. Zusätzlich zu den Händlern und Kaufleuten reisten jetzt auch die Pilger auf ihnen wie auch die zahlreichen Gelehrten, Lehrende und Lernende, die die muslimischen Gebiete auf der Suche nach Wissen durchzogen. Die Stadt Mekka, das Ziel der Wallfahrten, ursprünglich abseits der Handelswege, wurde nun in diese eingebunden.

Diese viel benützten Fernrouten mit ihren Querverbindungen sind zum Teil bis heute als Straßen von überregionaler Bedeutung für den Autoverkehr in Verwendung.

**Vorteile und Gefahren**

Über diese Straßen reisten nicht nur Menschen, Tiere und Waren, sondern mit ihnen auch Ideen und Vorstellungen, Pilger brachten Neues und Neuigkeiten mit wie auch die

Gelehrten. Bei der langen Zeit, seit der diese Fernverbindungen belebt sind, muss angenommen werden, dass die Menschen, die an diesen Strecken wohnen, Vorgangsweisen entwickelt und routinisiert haben, wie sie mit neuen Dingen und neuen Ideen umgehen konnten. Die Routen waren auch Zugänge für Eindringlinge und Eroberer. Sie waren damit für die Leute, die an ihnen wohnten, in gewissem Sinn auch Zonen der Unsicherheit. Die Gefahren, die durch Eroberer drohen, sind einer der größten Nachteile für die, die an diese Routen leben. Das hat die Geschichte immer wieder gezeigt (z. B. Äthiopier, Ayyubiden, Osmanen). Die Vorteile dieser Situation bestanden in der Möglichkeit, durch regionalen Handel und durch die Versorgung der Reisenden den Lebensunterhalt zu verdienen. Darüber hinaus konnten Gruppen, die an diesen Verbindungen wohnten, von den Durchreisenden auch Zahlungen, z. B. Schutzgelder, verlangen oder, wenn sie stark genug waren, mit der Drohung einer Sperre Zugeständnisse von einer Zentralregierung erpressen. Die letztere Situation brachte es in einem Fall mit sich, dass sich eine Stammesgruppe, die an einer wichtigen Verbindung vom Roten Meer ins Hochland lebt, spezielle Verträge mit verschiedenen Zentralregierungen aushandeln konnte, die mit finanziellen Privilegien verbunden waren. Es wäre aufschlussreich, diese tribale Gruppe mit einer anderen zu vergleichen, die ebenfalls an einer wichtigen Verbindungsstrasse lebt, in diesem Fall zwischen Sa'da im heutigen Jemen und Najrān in Saudi-Arabien. Die beiden Gruppen könnten, ausgehend von einer ähnlichen Situation, möglicherweise eine ganz andere Entwicklung genommen haben. Eroberer wie z. B. die Osmanen brachten entlang der ihnen wichtigen Verbindungsstrassen die tribalen Anführer in eine schwierige Situation: sie mussten sich in irgendeiner Form zwischen Anpassung und Widerstand entscheiden. Anpassung in extremer Form könnte z. B. zur Lösung der Gruppe aus ihren tribalen Zusammenhängen führen, Widerstand im Extremfall zur physischen Vernichtung. Ist die Gruppe stark genug, dann kann sie, wie gesagt, ihre Lage nützen und Sonderregelungen aushandeln. Auf jeden Fall werden Eroberer danach trachten, eher kooperationsbereite tribale Anführer zur Verhandlung zu haben. Die Annahme liegt daher nahe, dass in Gebieten in der Nähe von strategisch wichtigen Fernverbindungen im Fall von Eroberungen, also im Fall eines Wechsels der zentralen Macht, auch Wechsel in den tribalen Führerschaften stattfinden.

### **Einflüsse auf die Konstruktion von Identitäten**

Auf die größere Unsicherheit an diesen Fernverbindungen, die in manchem ähnliche Auswirkungen haben können wie Stammesgrenzen, wird wahrscheinlich mit erhöhter Verteidigungsbereitschaft oder Wehrhaftigkeit reagiert. Das kann unmittelbar an den Wohnhäusern sichtbar werden, die in der Nähe dieser Routen vermehrt Defensivrichtungen aufweisen (fensterlose Untergeschosse, Schiessscharten). Es wird möglicherweise eigene Defensivbauten geben wie Wehrtürme und Stadtmauern. Die ganzen Siedlungen können in ihrer Anlage vom Siedlungsmuster her verdichtet sein bzw. eine Tendenz zur Nukleation aufweisen. Die erhöhte Wehrhaftigkeit kann auch Auswirkungen auf die Identität haben; sie kann es mit sich bringen, dass bestimmte tribale Werte wie das Eintreten eines Mannes für Schwache, d. h. Frauen, Kinder und Schutzbefohlene, an Intensität und Bedeutung gewinnen, dass also der Komplex von Ehre und Schande stärker betont wird. Zugleich kann auch die Trennung zwischen den Geschlechtern rigoroser sein als in anderen Gebieten. Ähnlich wie im Siedlungsmuster kann es auch im sozialen Bereich zu einem Zusammenrücken und einer größeren Wachsamkeit an den Gruppengrenzen kommen; das ist bei den genealogischen Konstrukten, durch die diese Grenzen festlegbar sind, relativ leicht zu erreichen. Tribale Gruppen können sich auch, wenn sie stark genug sind, vom tribalen Überbau, also z. B.

der Zugehörigkeit zu einer Föderation, lösen oder diese Beziehungen zumindest lockern. Die eigene Gruppe wird wichtiger, Verbündete braucht man in günstigen Situationen nicht mehr. Jedoch auch das Gegenteil des Zusammenrückens könnte durch die Nähe einer wichtigen Verbindungsstrasse ausgelöst werden: Die alten tribalen Netze, dargestellt z. B. durch Genealogie und gemeinsame Werte, können abgeschwächt werden, wie es manchmal zu beobachten ist, wenn Gruppen in die Küstenebene des Roten Meeres abwanderten.

### **Entwicklungen in den letzten Jahrzehnten**

Durch den Autoverkehr entstanden bei Städten besonders entlang der Fernverbindungen neue Vorstädte, in denen Dienste für Reisende und Autos angeboten werden. In diesem Zusammenhang wäre die Frage interessant, wer die Leute sind, die diese Mechanikerwerkstätten, Tankstellen, Reifenhandlungen, Restaurants und Unterkünfte betreiben. Was waren sie bzw. ihre Familien, bevor sie sich in diesen Vorstädten ansiedelten? Wie hat sich durch diese Änderungen ihr Selbstverständnis gewandelt? Die Tatsache, dass die alten Städte oft zu wenig Platz für den Autoverkehr, vor allem für Lastwagen, bieten, hat dazu geführt, dass Märkte und Geschäftsinteressen vor die alten Stadtmauern verlagert wurden (z. B. Amrān im Jemen). Die alten Stadtzentren verfallen oder werden zunehmend von sozial und wirtschaftlich Benachteiligten bewohnt. Im Stadtzentrum zu wohnen, war früher ein Hinweis auf eine hohe soziale Position, heute bedeutet es eher das Gegenteil.

Entlang der größeren Verbindungen vom Roten Meer ins Hochland in Saudi-Arabien hat sich in den letzten Jahrzehnten etwas entwickelt, was man saisonales Pendlertum nennen könnte. Begüterte Leute besitzen ein Haus im Hochland, das im Sommer ein angenehmes Klima bietet, und ein zweites, oft auch als Wochenendhaus genütztes, in der Tihāma, wo der Winter verbracht wird. Die Häuser liegen möglichst in der Nähe der Strassen und sind oft weithin sichtbare Prestigeobjekte, die auf den Reichtum ihrer Bewohner und auf eine ganz neuen Bedeutung der Straßenverbindungen hinweisen.

### **Methodische Vorgehensweise**

Aufbauend auf eine systematische Analyse der diesbezüglichen arabischen Literatur werden eingehende Feldforschungen an Handels- und Pilgerwegen vorgenommen. Entlang dieser Verbindungen sollen mit Hilfe qualitativer Forschungsmethoden zuerst durch - von Feldgesprächen begleitete - teilnehmende Beobachtung Unterschiede und Übereinstimmungen in Architektur und Siedlungsmuster festgestellt werden. In der Folge werden in gezielten qualitativen Interviews, die zunächst teilstrukturiert ablaufen Informationen zu Techniken und Geräten der traditionellen Landwirtschaft sowie zu Wohnhausarchitektur und Siedlungsmustern gewonnen.

In der Folge werden in offenen Interviews Veränderungen in Landwirtschaft, Siedlungsmustern und Wohnhausarchitektur erhoben. Zugleich dienen diese relativ zugänglichen Themen als Vorbereitung für die darauffolgende Befragung zu komplexeren Fragen, die etwa genealogischen Zugehörigkeiten, Änderungen in den sozialen Verhältnissen, auch in der tribalen Führung, sowie markante Ereignisse der Lokalgeschichte betreffen. Sofern am jeweiligen Erhebungsort vorhanden, sollen Gelehrte bzw. Lokalhistoriker identifiziert und kontaktiert werden. Mit ihnen werden Expertengespräche über die Geschichte der Region und die Veränderungen in jüngerer Zeit geführt und die wissenschaftliche Interpretation des erhobenen Materials diskutiert.

Wenn es Aufzeichnungen oder Manuskripte gibt, werden diese nach Möglichkeit für eine spätere Auswertung fotografiert. Diese Schriftquellen müssen auch inhaltlich mit den Ergebnissen der Befragungen verglichen und in Beziehung gesetzt werden.

Die systematische Aufarbeitung und komparative Analyse der schriftlichen Quellen umfasst folgende Gattungen der Literatur: (1) Arabischsprachige Werke bekannter alter Historiker der Region; (2) westliche Sekundärliteratur zu diesen Werken; (3) neuere arabischsprachige Sekundärliteratur und Publikationen unbekannter Lokalhistoriker.

## Protokoll der Arbeitsgruppe „Methoden“ zum Vortrag von Johann Heiss (Strobl, Januar 03)

Teilnehmer: Barbara Danczul (BD), Gebhard Fartacek (GF), Andre Gingrich (AG), Ernst Halbmayr (EH), Johann Heiss (JH), Heidi Pichler (HP), Hilde Schäffler (HS)

AG: FSP Fragestellung wie lokale Identitäten mit überlokalen Einflüssen interagieren -> methodisch aus historischen Ansatz (Antike, Neuzeit, Gegenwart), Vorläufer der Globalisierung, neben Transformation und Wandel ist in diesen Perioden auch sehr viel Kontinuität gegeben -> ist das der Kern der Fragestellung? JH: Antworten auf FSP-Fragestellung noch nicht gegeben, da nur Vermutungen möglich -> in Vortrag Wege für Antworten aufgezeichnet, d.h. Hintergrund für die Einordnung der Ergebnisse; Lokal und Überlokal zerfällt sehr schnell in größeren Zusammenhängen bzgl. Zeitspanne -> Wechsel, Prozess vorhanden.

HS: weiter historischer Bogen -> ist zeitlicher Schwerpunkt vorhanden?

JH: Mitte des 19. Jhd. bis zu Ende der Gegenwart -> besten Voraussetzungen für Datenlage (Antike bedeutsam: da Möglichkeiten und Fähigkeiten über lange Zeit schon routiniert sein müssen)

GF: Liegt der Schwerpunkt mehr auf qualitativen Interviews: wie interpretieren und konstruieren Leute Geschichte oder auf der Auswertung schriftlicher Quellen?

JH: 1. Schwerpkt.: Architektur

2. Schwerpkt.: direkte Gespräch, Kontrastierung: Nachbarn über Nachbarn befragen

3. Schwerpkt.: Reihe schriftlicher Quellen, Dokumente mit Leuten vor Ort lesen

AG: Zugang zu allgemeinen Thema der Identitäten über *geschlechtliche, nachbarschaftliche und fremde Identitäten*, Zugang zu überlokalen Einflüssen über *Fernhandels- und Pilger Routen; methodischer Zugang über rezenterer und älterer schriftliche Quellen, Interviews, teilnehmende Beobachtung in Kombination*. Offen bleibt -> Frage von Geschichte und Gegenwart -> wie wird diese behandelt: aus Ergebnissen der Gegenwart Rückschlüsse in Vergangenheit oder auch umgekehrt Gegenwart als Ergebnis geschichtlicher Prozesse (beides in Wechselverhältnis anwenden). JH: Das ist auch abhängig von Nutzbarmachung der älteren Quellen -> ziemlich spärlich bzgl. Asir, im Nordjemen wichtige Rolle.

### **Art des Vergleichs: Gegenwart – Vergangenheit und vice versa.**

AG: als methodische Element: der **regionale Vergleich** in Raum und Zeit.

JH: in Asir -> Lokalhistoriker für Interviews gewinnen.

GF: methodisch mehr konstruktiven Ansatz oder mehr objektiven Ansatz? D.h. Sichtweise der Leute -> welche Relevanz haben historische Ereignisse oder Meinung von Ethnohistorikern?

EH: zurückgreifen auf Zirkulationssphären-> veränderbar im Laufe der Zeit: zuerst objektiv rekonstruieren, des weiteren Erinnerung der Leute abfragen über diese Zirkulationssphären.

Frage: wie verbindet man beides?

HP: besser -> Veränderung kultureller Referenzsysteme statt objektiver Sichtweise: Gender, Allianzen, Umgang mit Fremden in Geschichte und Gegenwart ansehen.

JH: wichtig sind Wandelerscheinungen, erfassbare Teile des Wandels die mit Bedeutung versehen

AG: Grundannahme der Geschichte als stetiger Wandel -> dadurch Blick auf Kontinuität verstellt.

HP: ad Historiker im Dorf <-> Unterschiede zu den gesellschaftlichen Akteuren, möglicherweise Widersprüche?

JH: Schrift und Verschriftlichung sehr weit verbreitet, eher einheitliches von schriftlichen Quellen geprägtes Wissen vorzufinden.

AG: local folk knowledge und Expertenwissen sehr ergänzend.

HP: **Genderpolitik** von Historikern vorgegeben übereinstimmend mit realen Praxis?

AG: Handlungsspielräume für Genderpolitik nicht aus historischem Wissen, sondern eher aus rechtlichem Wissen. Geschichtsschreiber legitimieren Genderverhältnis kaum -> von Rechtsdiskurs sehr stark kodifiziert, sowohl in Gewohnheitsrecht. Handlungsspielraum trotzdem enorm.

HP: Wer sind die Informanten in Hinblick auf Gender?

JH: keine direkten Fragen möglich, sondern über Themen wie Landwirtschaft -> alles offen bzgl. bäuerlichen Gesellschaft; bei Oberschicht -> Genealogien: über diese Thema auf Heiraten, etc.

BD: **Übersetzung arabischer Texte**: Frage des Umgangs mit anderen Sprache -> Verständlichkeit?

GF: Übersetzen mit lokalen Gelehrten -> nach Bedeutungen fragen.

AG: Hauptfelder der Polysemie abstecken -> schwache linguistische Relativitätstheorie

HS: Rechts- und historischer Diskurs -> Spezialisten meist Männer -> inwieweit Frauen als Informantinnen interessant bzw. möglich?

AG: situations- und soziale Schicht abhängig.

JH: in Publikationen nicht unbedingt erwähnbar, für Männer und gesamte Gruppe unehrenhaft, problematisch ein Gespräch mit Frauen anzufangen -> als Informantinnen preisgeben.

GF: verwehre mich gegen das Klischee, dass Männer nur eine Seite, Frauen sowohl die eine wie auch die andere Seite befragen und beforschen können.

EH: Kontakt zwischen Lokalem und Überlokalem vorstrukturiert durch lokale Vorgaben (z.B. Vorgaben für Karawanen) -> diese Fähigkeit von lokaler Ebene durch die Globalisierung und Modernität verloren gegangen?

AG: ad Oman -> in abgelegensten Orten Internetzugang (nicht im Jemen oder Saudi Arabien): chatten der Kinder mit unbekanntem Kindern möglicherweise des anderen Geschlechts -> Gendersegregation dadurch aufgeweicht.

HP: Verschiebungen vielleicht anhand von Essen und Essenskultur (aufbauend auf Handelswegen und Gütern).

JH: interessant -> Konzepte mit denen Nahrung bewertet werden.

AG: der öffentliche Raum im Nahen Osten hierarchisch strukturiert: shopping malls sehr nahe an Status der Moscheen angesiedelt, während Mc Donalds und Kentucky eher mit unreinen Orten des Marktes verbunden sind.



### **Zusammenfassung**

Dies ist eine an der „École des Annales“ angelehnte historische Vorgangsweise, welche zugleich mit stärkerem ethnologischem Akzent als die „Annales“ auch einheimische Deutungen der Quellen erhebt und integriert. Diese Methode kann klären, wie antike und mittelalterliche Praktiken zur Nutzung von Handels und Pilgerrouten die Praktiken der Gegenwart mitprägen und beeinflussen. (Also: aus der Geschichte „voran“ in die Gegenwart)

Die Fragen nach Einflüssen beziehen sich dabei sowohl auf „communities“ wie sie auch Personen-relevante Implikationen von Identität haben, etwa durch Kleidung und Nahrung. Diese ‚progressive‘ Nutzung der historischen Quellen hat freilich schicht-, gender- und konfessionsbedingte Formen von „Bias“ zu berücksichtigen. Umgekehrt kann die darauf gerichtete ethnographische Feldforschung heute auch zur Korrektur und Neuinterpretation der historischen Quellen beitragen, also „regressiv“ aus der Gegenwart heraus die Geschichte sichten. Das Verhältnis von Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Lokal- und Regionalgeschichte ist dabei in grundsätzlicher Offenheit für Beides mit zu reflektieren und zu deuten.

**Andre Gingrich:**  
**Evolution und Diffusion als methodische Zugänge (Kurzfassung des Referates, Februar 03)**

Dieses Referat diskutiert evolutions- und diffusionsorientierte Zugänge in methodischer Hinsicht, d.h. als Analyseverfahren, aus heutiger ethnologischer Sicht. Das geschieht in drei Schritten:

Erstens exemplarisch, und zwar analog zu meinem Artikel von 2000 "Vom postmodernen Text zur postkolonialen Gabe" im „Archiv für Völkerkunde“, wo "postmoderne" versus "postkoloniale" Zugänge am Beispiel der Analyse jemenitischer Stammesgesellschaften gegeneinander kontrastiert werden. Ähnlich wird hier vorgegangen, indem "evolutionäre" versus "diffusionsorientierte" Zugänge am Beispiel der syrischen Pilgerstätten nach Gebhard Fartaček's Material kontrastiert werden.

Zweitens historisch, anhand einer kürzlich im "Current Anthropology" (vol. 43/4, 2002) veröffentlichten Überprüfung der wissenschaftsgeschichtlichen Rolle der "alten Diffusionisten" am Beispiel des österreichisch-argentinischen Prähistorikers Oswald Menghin. (Autoren: Philip Khol und Perez Gollan).\*

Drittens gegenwartsbezogen-methodologisch, indem der Frage nachgegangen wird, inwieweit die aktuellen Verflechtungen von "lokal - transnational - global" es ermöglichen und zugleich erfordern, die alten theoretischen Prämissen zu trennen von methodologischen Orientierungen, die zugleich neu auszuarbeiten sind.

Im *ersten Schritt* wurde dargelegt (Stichworte):

Evolutionärer Zugang fokussiert auf innere Entwicklung, würde ethnographische Befunde zu syrischen Pilgerstätten sichten und gliedern nach, z.B., "rezent", "kolonial", "islamisch-osmanisch", "islamisch-arabisch", um schließlich ein "vorislamisch-christliches" Residuum als "älteste Stufe" zu identifizieren, deren ethnographischen Elemente dann mit archäologischen und textkundlichen Quellen zu korrelieren wären. Demgegenüber fokussiert ein diffusionistischer Zugang auf asymmetrische Beeinflussung von außen. Dabei würden die ethnographischen Befunde zu syrischen Pilgerstätten gesichtet werden nach einer hohen Konzentration von "besonders alten/jungen" Elementen; diese Orte würden in einen historischen Bezug zu "außen" zu bringen sein, um schließlich zu zeigen, wie von außen über dieses örtliche Zentrum in den Rest Syriens Ausstrahlung/Diffusion erfolgte. Zwischenfazit: Ohne die von Morgan oder Graebner inspirierten theoretischen

---

\* Nur zur Illustration sei hier angedeutet, dass die wissenschaftshistorischen Dimensionen dieser Methodenfrage natürlich auch an anderen Werksgechichten als an jener von Oswald Menghin abhandelbar wären: So lässt sich etwa anhand des "moderaten" diffusionistischen Kulturhistorikers und Afrikanisten (sowie aktivem Nazi und Wiener Institutsvorstand 1939-45) Hermann Baumann zeigen, wie sehr sein Diffusionismus auch seine methodische Bearbeitung von Transvestie und Bisexualität prägte und leitete – also einem nicht unerheblichen, weil non-Exklusivität anzeigenden Aspekt von Gender. In einem seiner Hauptwerke, "Das doppelte Geschlecht" (Berlin 1955) analysiert Baumann das Thema primär als Phänomen komplexer afrikanischer und anderer Gesellschaften und von deren Oberschichten, wodurch er dessen "Ursprung" stets auf wenige, weit entfernte Hochkulturzentren zurückführen kann (Braun 1995). Demgegenüber kontrastiert deutlich die Transvestie-Untersuchung der Berliner Ethnosoziologie Sigrid Westphal-Hellbusch, welche das Phänomen primär im sozialen Lokalkontext süd-irakischer Gemeinschaften beschreibt (1956, neu veröff. In Hauser-Schäublin 1991). Eine diffusionistische, oder eine hier ethnosoziologische Ausrichtung haben also jeweils tiefgreifende methodische Konsequenzen bei der Analyse jeder Frage.

Prämissen schließen diese Analyseverfahren im Rahmen eines Methoden-Mix einander nicht aus.

Im *zweiten Schritt* wurde dargelegt (Stichworte):

Das schlechte theoriengeschichtliche Erbe ist erstens identifizierbar – etwa am Beispiel von Oswald Menghin, Graebner- und P. W. Schmidt –Vertreter der Wiener "Urgeschichte" vor 1945, Verfasser einer "Weltgeschichte der Steinzeit" (1931), 1938 Mitglied des Quisling-Kabinetts von Seyss-Inquart, 1945 nach Buenos Aires, Mitbegründer der argentinischen "Anthropologia", 1950 spanisches Hauptwerk, "El hombre del Paleolitico, con referencias a America": "globale" Sicht auf indigenes Paläolithikum, von "Zentren" aus, die durch P. W. Schmidt's Kulturkreise vordefiniert waren. Auseinandersetzungen mit anglophonen diffusionistischen Archäologen seiner Zeit, wie V. G. Childe (The Neolithic Revolution), welche weniger "globale" als vielmehr "regional umschriebene" Perspektiven mit eher materialistischen Akzenten vertraten. Zweites ergibt dies ein heterogenes Zwischenfazit: Der "alte" deutschsprachige Diffusionismus war Ideologie-geleitet, indem er affirmativ Genie-inspirierte Zentren (und Urmonotheismus) postulierte – was seine politische Instrumentalisierung nahe legte. Obendrein sah er oft davon ab, Diffusion empirisch nachzuweisen. Zugleich aber betonte er über- und interregionale Faktoren (im Unterschied zu Kulturrelativismus und Funktionalismus) mit asymmetrischen Außenwirkungen, und einige ihrer empirischen Umsetzungsformen.

Im *dritten Schritt* wurde diskutiert (Stichworte):

Die neue Phase von Globalisierung macht noch sichtbarer, was schon unter kolonialen Bedingungen erkennbar war (siehe Eric Wolf 1991): Die Bedeutung von "flows" aller Art (im Medium des Marktes), die unter asymmetrischen Verhältnissen ausgelöst werden bzw. darauf reagieren, ist heute nicht zu leugnen. Die marktgeprägten "flows" verlangen nicht nur theoretische Prämissen. Diese bleiben Lippenbekenntnisse, wenn sie nicht auch empirische und methodische Konsequenzen haben. Die "Zentren" sind dabei nicht affirmative "Orte von Genies", sondern Konzentrationen von "power/knowledge", mit Filialen, Vorposten, usw. "Entwicklung" im Sinne struktureller Transformationen findet, oder findet nicht, sowohl global wie regional und lokal statt, ebenso wie "Diffusion". Methodologisch ist daher Kurs zu nehmen auf eine Ideologie-entfrachtete, pragmatische und wechselseitig verschränkende (dialektische) Beachtung beider Aspekte in der empirischen Praxis.

#### **Literatur:**

- Braun, J.: Eine deutsche Karriere. Die Biographie des Ethnologen Hermann Baumann (1902- 1972). München: edition anacon 1995
- Gingrich, A.: Vom postmodernen Text zur postkolonialen Gabe: Beispiele und Thesen. In: Feest, C. (Hg.): Das Ding: Die Ethnologie und ihr Gegenstand. Archiv für Völkerkunde 51: 45- 58, 2000
- Hauser- Schäublin, B. (Hg.): Ethnologische Frauenforschung: Ansätze, Methoden, Resultate. Berlin: Reimer 1991
- Kohl, Philip and Perez Gollan: Religion, Politics, and History: Reassessing the lingering legacy of Oswald Menghin. Current Anthropology, vol. 43/4, 2002: 561- 686
- Wolf, E.: Die Völker ohne Geschichte. Europa und die andere Welt seit 1400. Frankfurt-New York: Campus 1991

### **Protokoll der Arbeitsgruppe „Methode“ zum Vortrag von Andre Gingrich**

Anwesend: Gebhard Fartacek (GF), Andre Gingrich (AG), Ernst Halbmayer (EH), Johann Heiss (JH), Hilde Schäffler (HS); als Gäste: Fernand Kreff (FK), Johanna Riegler (JR), Martin Slama (MS)

Gebhard Fartaceks Untersuchung zu den syrischen Pilgerstätten wäre möglich in Bezug auf die Gegenwart, aber auch historisch; man könnte zwischen einer rezenten (wobei Globalisierungsprozesse, transnational flows zu berücksichtigen wären) und einer älteren Phase dieser Pilgerstätten unterscheiden.

Mit evolutionistischen Ansätzen untersucht man zunächst pro Heiligtum, stellt vorislamische survivals fest, stellt dann ein sample von vorislamischen survivals in syrischen Pilgerstätten zusammen, dann setzt man dieses in Bezug zu z. B. byzantinischen Texten. Am Ende steht also ein interdisziplinäres Vorgehen.

Grundsätzlich stellt sich jedoch bei historischen Ansätzen das Problem der Quellenlage: Die verfügbaren schriftlichen Aufzeichnungen zum Pilgerwesen in peripheren Gebieten Syriens sind äußerst mangelhaft. Die arabischsprachigen Quellen neigen dazu das Pilgerwesen als Polytheismus zu verteufeln; die Aufzeichnungen westlicher Reisender und Missionare neigen zu reisserischen Darstellungen und lassen die Pilger als „blutrünstige primitive Barbaren“ erscheinen.

Wenn man von der Gegenwart her überlegt, tritt dass historische Spekulieren völlig in den Hintergrund. Pragmatische methodische Fragestellungen rücken in den Vordergrund, nicht jedoch die ganzen Theoriegebäude aus der Forschungsgeschichte. Dabei müssen diffusionistische und evolutionistische Ansätze einander nicht unbedingt widersprechen, sie können vielmehr komplementäre Herangehensweisen sein. Bei einem Zurückgehen in die Vergangenheit fragen beide Ansätze, was jüngere Elemente, was ältere Prozesse der Veränderung sind.

Wenn sich die Wissenschaft an politische Interessen ausliefert, verkommt sie; deshalb haben diffusionistische Methoden heute einen schlechten Namen. Man muss das methodische diffusionistische Erbe von seiner politisch-ideologischen missbräuchlichen Verwendung „entfrachten“. Aus der Sicht von Amerika aus ist eine weltweite Diffusion vor 1492 zu bezweifeln.

In der Globalisierungsdebatte sind es einige wenige Zentren, von denen aus sich Ideen, Dinge und Personen ausbreiten bzw. diffundieren. Das widerspricht nicht a priori dem Prinzip der Evolution:

Die Betonung liegt auf Empirie, auf Beobachtbarem.

Es gibt Knotenpunkte, Zentren, das ist anerkannt, auch flows.

Man braucht beides, evolutionistisches und diffusionistisches Vorgehen, als Methode, aber nicht unbedingt als Grundlage für Theoretisches.

EH: Frage der Evidence und der Interpretation im Unterschied zu Archäologie (klarer materieller Befund) bei Ethnologie ständig verwoben. Inwieweit produziert der Blick die Fakten mit?

FK: Früher war Gedanke an Diffusion aktueller; ist sie bei dem heutigen medialen Austausch überhaupt noch als Frage zu stellen?

AG: In Europa stellt man zunächst eher die Frage, wo kommt das her, in Nordamerika: Gab es Vorstufen am Ort, eine Entwicklung?

HS: Bei der Annahme einer Diffusion wird von EINEM Zentrum ausgegangen; die oft stattfindende Entwicklung in gegenläufiger Richtung wird ausgeblendet.

FK: Beispiele dafür sind asiatische Heilungsmethoden oder Essen; aber auch Computerexperten aus Indien.

AG: Beispiel Sherpas, Führer-Haimendorf. (*plus ça change plus ça reste la même chose*). Diffusionismus ist heute keine eigenständige Methode mehr wie bei Gräbner; AG weist auf Wechselwirkung und Spannung zwischen Diffusion und Evolution hin.

### **Zusammenfassung**

Eine an den „Annales“ angelehnte Methode historischer Anthropologie kann im Verhältnis von Gegenwart zu Geschichte eher „progressiv“, zum Teil aber auch „regressiv“ vorgehen. Im Unterschied dazu eignen sich evolutionäre und diffusionistische Analyse-Verfahren für die Ethnologie hauptsächlich zu einem „regressiven“ Vorgehen. Dies ist nicht durch das schlechte wissenschaftsgeschichtliche Erbe bedingt, in dem „regressive“ Verfahren sowohl bei Evolutionismus wie auch bei Diffusionismus vorherrschten. Gerade weil es notwendig ist, heute das schlechte wissenschaftsgeschichtliche Erbe klar von der methodologischen Substanz zu trennen, sieht man heute umso deutlicher: Es ist eine Eigenschaft dieser „rekonstruktiven“ historischen Methoden selbst, dass sie sich eher für regressive Verfahren eignen. Mithilfe von in der Gegenwart erworbenen Einsichten werden auf unspekulative Weise Interpretationen historischer Prozesse erarbeitet – als Freilegung innerer Abfolgen von Transformationen, Krisen und Entwicklungen zum einen; als Identifizierung asymmetrischer Beeinflussungen von außen über örtliche Zentren zum anderen. Bei unterschiedlichen Größenordnungen des Beschriebenen können beide Verfahren manchmal auch das selbe beschreiben. Beide Verfahren implizieren außerdem bestimmte Formen von *longue durée*; vor allem aber sind beide Verfahren eher komplementäre denn einander ausschließende Methoden im historisch-anthropologischen Methoden-Mix.

**Ernst Halbmayer:**  
**Komparative Methoden in der sozialanthropologischen Untersuchung einer Sprachfamilie in Südamerika (Kurzfassung des Referats, März 04)**

Ich möchte heute einige - vor allem methodische und weniger methodologische - Überlegungen präsentieren, die sich aus meinem aktuellen Forschungsprojekt ergeben haben und gleichzeitig für die Möglichkeit danken Teile dieses Projektes hier vorstellen und diskutieren zu können. Dabei wird es vor allem auch um den Zusammenhang von Theorieentwicklung und Empirie gehen.

Wenn die Methode das planmäßige Verfahren zum Erreichen eines Ziels ist, dann heißt dies wohl auch, dass die gewählte Methode adäquat für das Erreichen dieses Ziel sein muß, und damit sie überzeugend sein kann, darf eine bestimmte Methode keinen Wert in sich selbst darstellen, sondern es muss immer vor dem Hintergrund anderer möglicher Verfahren zum Erreichen eines Ziels entschieden werden, ob sie adäquat und von Vorteil ist. Dabei spielen in der Praxis nicht immer nur "wissenschaftliche" Kriterien eine Rolle, sondern auch vorhandene Ressourcen wie Zeit, Geld, vorhandene Mitarbeiter, etc.

D.h. in letzter Konsequenz - so meine These - verlangen Methoden einen pragmatischen und auch einen kreativen Umgang in dem sie an zu lösende Probleme angepasst, erweitert und adaptiert werden müssen.

Dennoch sind im Vorfeld neben der Festlegung des Ziels auch einige methodologische Entscheidungen zu treffen. So zum Beispiel dass man vergleichend vorgehen will und keine Einzelfallstudie betreibt, oder dass dieser Vergleich nicht bloß illustrativ und/oder implizit sein soll, sondern systematisch. Die meisten Sozial- und Geisteswissenschaftlichen Verfahren können für sich in Anspruch nehmen auf die eine oder andere Weise implizit oder illustrativ mit dem Vergleich zu arbeiten, vergleichsweise wenige jedoch versuchen systematische, kontrollierte, empirische Vergleiche zu verfolgen.

Ich denke, zumindest 3 Fragen sollte jede systematische Vergleichsintention für sich beantworten: *Was, warum und wie verglichen* werden soll. (vgl. auch Sarana 1975)

Das Warum ergibt sich zumeist aus einer theoretischen, oder empirischen Fragestellung, die sich auf einen Forschungsstand bezieht, hier offene Fragen aufgreift und zu beantworten versucht.

Für den konkreten Fall meines Projektes:

Die großen klassischen Vergleiche und diesbezüglichen Ansätze in Südamerika stammen zumeist aus der Mitte des 20 Jahrhunderts. Zu nennen sind etwa der

- "Culture Area Approach" von Julian Steward, wie er u.a. im Handbook of South American Indians dargelegt wurde. (Steward ab 1949)
- im Bereich der Mythologie, die strukturalistische Mythenanalyse von Lévi-Strauss, wie sie in den Bänden der Mythologica vorliegt. (Lévi-Strauss 1976 a, b, c, d, e)
- im Bereich der vergleichenden Ethno-Linguistik, z.B. Sprachklassifikationen in Form von Sprachfamilien etwa nach Mason (1950) oder Cestmir Loukouta (1968), sowie auch glotto-chronologische Datierungsversuchen, basierend auf standardisierten Wortlisten von Swadesh (1959; 1972)
- und rund um Yale und die quantifizierende und statistisch orientierte Human Relations Area Files (HRAF) Tradition einige kleinere Arbeiten von Murdock (z.B.1974).

Zurecht ist Anfang der siebziger ein Werk mit dem Titel „Native Americans. Ethnology of the least known continent“ erschienen. (Lyon 1974) Denn erst in den späten sechziger Jahren setzte eine Welle systematischer Feldforschungen ein, die das Bild des Amazonastieflandes fundamental veränderten und einen Reichtum an Information und Wissen produzierte, wie er zuvor nie vorhanden war.

Dieser Boom ist auf Grund geänderter politischer Rahmenbedingungen und der Transformation des Amazonastieflandes - auf die ich hier nicht eingehen kann - weitgehend zu einem Abschluß gekommen.

Wenig systematisch und nur Ansatzweise wurde versucht, dieses akkumulierte Wissen zu integrieren und systematische Schlußfolgerungen aus dem vorliegenden Einzelstudien zu ziehen. Dazu soll mein Projekt einen Teil beitragen.

Soweit kurz zum Warum; nun die Frage:

Was soll nun verglichen werden?

Eine Auswahl aus den heute von etwa 450-500 Gruppen im Tiefland muß getroffen werden, und es ist praktisch wie methodisch notwendig eine Grundgesamtheit zu definieren.

### **Die Grundgesamtheit**

kann anhand verschiedener Kriterien abgegrenzt werden:

- regional
- zeitlich-historisch
- thematisch
- Kombination mehrerer Kriterien: z.B.: *Zeitgenössische Carib-SprecherInnen*

Unter zeitgenössisch werden dabei Carib-Gruppen verstanden, die an der Wende des 20sten zum 21sten Jahrhundert leben. Für diese Gruppen wird die vorhandene ethnographische Information wie sie im Laufe des 20sten Jahrhunderts erhoben wurde analysiert und sowohl vorhandene sekundäre Daten wie eigenständig erhobene Primärdaten finden in den Vergleich Eingang.

Ein Fokus auf zeitgenössische Carib-SprecherInnen legt erstens fest, in welchen Bereichen diese Studie über andere vergleichende Vorhaben hinausgeht; zweitens in welchen Bereichen der Fokus enger ist als bei anderen Untersuchungen und drittens was außerhalb des Fokus der Untersuchung liegt.

(1) Die Untersuchung geht über eine rein lokale Untersuchung wie sie etwa in der klassischen Studie von Rivière (1984) über die Indigenen Guianas vorliegt hinaus, da Carib-sprecherInnen in verschiedenen Regionen des Kontinents leben (z.B. Guiana, Zentralbrasilien oder NWAmazonien). Die Untersuchung folgt den Carib-SprecherInnen also über unterschiedliche lokale Kulturregionen und -areale hinweg.

Ein Fokus auf Carib-SprecherInnen liegt also quer zu einem reinen regionalen Vergleich aber auch zu theoretischen Aggregaten wie Kulturarealen (e.g. Steward 1949 oder Murdock 1974). Obwohl - in Begriffen der klassischen Einteilung von Steward - ein Großteil der Carib-SprecherInnen als zur Tropical Forest Culture gehörend bezeichnet werden kann, wurden manche dieser Gruppen im Band über die Circum-Caribischen Kulturen behandelt und archäologische sowie ethnohistorische Forschungen zeigen, dass einige Carib-sprechende Gruppen früher eine weit komplexere Sozialorganisation als heute hatten. (Roosevelt 1987, 1993; 1994; Whitehead 1988, 1998, 1999)



Die "Entdeckung" der Akurio in den späten 60er Jahren (Jara 1996,1995; Kloos 1977a, b; Schoen 1969), welche als Jäger und Sammler lebten und die Landwirtschaft zugunsten einer nomadischen Existenz aufgegeben hatten, machte die Existenz von Carib-SprecherInnen deutlich, die zumindest im 19. und 20. Jahrhundert den "Marginal Tribes" in Steward's Klassifikation zugerechnet werden müssten.

(2) Gleichzeitig ist mit dem Fokus auf eine Sprachfamilie dieser Vergleich enger angelegt als etwa die intellektuell inspirierenden transkontinentalen Vergleiche, die kürzlich für "Melazonien" (Melanesien and Amazonien) in einem Band von Gregor und Tuzin (2001) publiziert wurden. Methodisch sind solche transkontinentalen Vergleiche aber schwer zu kontrollieren und deshalb wurden auch kürzlich Appelle für einen "self-reflexive, controlled macro-comparism" formuliert (Gingrich 2002)..

(3) Außerhalb des Fokus der Untersuchung von zeitgenössischen Carib-SprecherInnen, ohne jedoch die Wichtigkeit der Fragestellung in Frage stellen zu wollen, liegt ein historischer Vergleich oder der Versuch einer Rekonstruktion der Migrationen der Carib-SprecherInnen, wie sie zum Beispiel vor kurzem für die Arawak-Sprecher vorgelegt wurde. (Hill und Santos Granero 2002). Trotzdem muss betont werden, dass innerhalb des 20. Jhrds. die meisten der Caribsprechenden Gruppen fundamentale Wandelprozesse durchlaufen haben und in einem zuvor nicht gekannten Ausmaß in die jeweiligen Nationalstaaten und das globale Weltsystem integriert wurden. Diese historische Dimension wird aber nur in Bezug auf das 20. Jahrhundert Beachtung finden.

### Geographische Verankerung der Grundgesamtheit

Die Untersuchungseinheit der zeitgenössischen Carib-sprecherInnen umfasst - je nach Klassifikation - mindestens 30 verschiedene Gruppen, die in einem großen aber regional begrenzten Gebiet Südamerikas leben. Dieses Gebiet reicht etwa von 11° N bis 14° S und von 73° bis 53° W. Es wird nicht nur von Carib-SprecherInnen bewohnt, sondern von vielen anderen indigenen Gruppen (darunter Arawak-, Ge-, Tupi-, Chibcha-, Tukano-SprecherInnen und viele linguistisch unabhängige bzw. nicht klassifizierte Gruppen), Criollos, sowie Nachfahren von Schwarzafrikanern und insbesondere in Guiana von Ost-IndierInnen und IndonesierInnen. In den meisten Fällen sind die Carib-SprecherInnen heute eine Minderheit in diesen kulturell und linguistisch diversen Feldern. Die einzige Ausnahme, wo die die Carib-SprecherInnen einen zentralen Anteil der weiteren Bevölkerung ausmachen sind Teile Zentral-Guianas.

## 2. Wie kommt man von einer theoretisch definierten Grundgesamtheit zu einem Sample (Stichprobe), das untersucht werden kann?

Es gibt unterschiedliche Einteilungskriterien der Caribgruppen (Durbin 1977, Kaufmann 1994, Gildea 1998), viele von diesen inkludieren auch die ausgestorbenen Sprachen. Neuere Einteilungen gehen von ca. 30 gegenwärtigen Gruppen aus und von weiteren Gruppen gibt es indirekte Evidenz von ihrer Existenz, sie sind aber nicht-kontaktiert.

Es gibt unterschiedliche *sampling* Techniken um von einer Grundgesamtheit (contemporary Carib-speaking Indians) zu einer untersuchbaren Auswahl von Fällen (Stichprobe) zu kommen: z.B. Zufallsstichproben (random samplings) in quantitativen Studien und theoretische Stichproben (theoretical sampling) in qualitativen Studien.

- Zufallsstichproben (*Random Sampling*) wollen ein genaues Abbild der empirischen Verteilung der Merkmale in der Untersuchungseinheit in der Stichprobe reproduzieren, um repräsentative Aussagen machen zu können.

- *Theoretisches Sampling* wählt hingegen bewußt spezifische Fälle nach theoretischen Gesichtspunkten aus der Untersuchungseinheit aus und verzichtet weitgehend auf Ansprüche der Repräsentativität.

Ich möchte hier eine analytisch ausgewählte Stichprobe vorstellen:

**Analytisches Sampling** scheint besonders für die Analyse sekundärer, bereits in anderen Quellen vorliegender Daten nützlich. Dabei kann es sich um einen ersten sampling Schritt handeln, dem eine weitere Zufallsauswahl oder ein theoretisches Sampling folgt. Analytisches sampling basiert auf einer ersten Grobanalyse der Daten in Bezug auf :

- die Qualität und
- Quantität der vorliegenden Daten.

Diese Grobanalyse dient der Entscheidung ob bestimmte Fälle in die Stichprobe auf Grund des vorhandenen Datenniveaus aufgenommen werden. Im Normalfall ist die Quantität und Qualität vorliegender Daten ungleich über einzelne Fälle verteilt: in Begrifflichkeiten des Zeithorizonts (wann?), deren Menge (wieviel?), deren Thematik (was?) und Detailliertheit (welche?) werden im Normal die vorliegenden Informationen variieren. Es geht deshalb beim analytischen Sampling darum, zu entscheiden, für welche Fälle der Grundgesamtheit die Forschungsfrage auf Basis vorliegender Daten sinnvoll beantwortet werden kann.

### **Folgen: Repräsentativität und Reichweite**

Analytisches Sampling ist repräsentativ, aber nicht in bezug auf die empirische Situation vor Ort zu gewissen Zeitpunkten, sondern in Bezug auf das existierende Wissen über die Untersuchungseinheit – im hier präsentierten Fall repräsentativ in bezug auf das ethnologische Wissen, welches zwischen 1900 und 2000 über die Carib-SprecherInnen produziert wurde. Damit sind auch Aussagen über die Reichweite der entwickelten Theorien impliziert.

Mein **Sample der Carib- sprechenden Gruppen** umfasst 20 verschiedene, teils weit verstreut lebende Gruppen im nördlichen und zentralen Südamerika, die Unterschiede in bezug auf Demographie, Habitat, Ökonomie, und das Ausmaß und die Dauer der Integration in die nationale Gesellschaft aufweisen.

### Wie will man vergleichen?

Diese Frage impliziert nicht nur die Frage nach Vergleichstechniken, sondern auch die Frage nach der Legitimität des Vergleichs, d.h. der Vergleichbarkeit: Sind die Carib-SprecherInnen vergleichbare Einheiten, bzw. auf welcher Ebene sind sie vergleichbare Einheiten? Um diese Frage zu beantworten und Unterschiede und Gleichheiten systematisch herauszuarbeiten schlage ich vor, nach dem größten gemeinsamen Nenner dieser Gruppen zu fragen: Was haben sie gemeinsam? Dies führt zur Erkenntnis, dass in bezug auf Sozialorganisation bei den Carib-Sprechern die Gemeinsamkeit z.B. nicht auf der Ebene ethnischer Einheiten angesiedelt ist, auch nicht auf Ebene von Dörfern oder Häusern, sondern auf der Ebene von Herdgruppen, also von Kernfamilien, die rund um eine Feuerstelle wohnen und in allen Carib-sprechenden Gruppen nachgewiesen werden können.

Ausgehend von diesen Herdgruppen wird nun nicht eine Theorie der „Differenzierung“, sondern eine Theorie der Agglomeration und Integration von solchen Herdgruppen in übergeordnete Einheiten, wie Häuser, Dörfer und überlokalen Beziehungen erarbeitet. Es geht als um Verknüpfungsstrategien von Herdgruppen, etwa durch Verwandtschaft, Heirat, Ko-Residenz, Handel, Rituale, Kriege, Schamanistische Netzwerke, etc. Weiters stehen die Knoten, die durch solche Verknüpfungen entstehen wie z.B. neue Herdgruppen, aber eben auch übergeordnete „Geflechte“, die auf diesen Knoten beruhen und auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt sein können im Zentrum der Analyse:

Mikro (Haus, Dorf)

Meso (inter-village)

Makro (nationale Gesellschaft, Weltgesellschaft, internationale NGO's)

Zwei theoretisch wichtige Konsequenzen ergeben sich für diese Art des Vergleichs:

- eine explizite Positioniertheit, z.B. Herd-Gruppe, Haus, Dorf, etc. also ein spezifischer „point of view“ und „point of analysis“.
- und die Unterscheidung von Ebenen, die von diesem „point of view“ aus betrachtet werden.

### Wechselspiel von Theorie und Empirie

Das hier skizzierte Vorgehen ist weder ausschließlich induktiv, noch ausschließlich deduktiv orientiert: Es konfrontiert etablierte Theorien mit empirischen Fällen (siehe auch die Methode der Fallrekonstruktion) mit dem Ziel neue und adäquatere Theorien zu entwickeln, akkumuliertes Wissen zu systematisieren und vergleichend unterschiedliche Typen und Logiken innerhalb eines definierten Grundgesamtheit herauszuarbeiten. Die zentralen hier vorgeschlagenen und thematisierten Strategien orientieren sich daran was, warum und wie verglichen wird.

### Was

- Festlegung einer Grundgesamtheit
  - Festlegung eines Samples, z.B. durch analytisches Sampling
- Folgen: Festlegung der Reichweite der Aussagen, Repräsentativität der Aussagen

### Warum

Das Warum ergibt sich aus der Forschungsgeschichte, aus etablierten Theorien und spezifischen thematischen Fragestellungen. Methoden müssen adäquat für die Beantwortung der Fragestellung sein.

### Wie

Beispiel Sozialorganisation der Carib-SprecherInnen:

Identifikation des größten gemeinsamen Nenners: Herdgruppen

Strategie: Unterschiede unter Bezug auf empirische Gemeinsamkeiten kontrastieren; auf Basis von Fallrekonstruktion, Fallvergleich und Vergleich mit etablierten Theorien; Dies führt zu Identifikation unterschiedlicher Typen und Logiken, die als „intellektueller Mehrwert“ der komparativen Methode zur Differenzierung, Weiter- und Neuentwicklung von Theorie verwendet werden.

Voraussetzung: „Zähmung des eigenen Blicks“, durch methodisches Vorgehen, explizite Positioniertheit der Analyse und Identifikation von Analyseebenen. Beide sollten materialbasiert, d.h. empirisch-ethnographisch begründbar sein und nicht bloß aus theoretischen, empirischen oder unreflektierten a priori Annahmen basieren.

### Literatur:

- Durbin, M. 1977. "A Survey of the Carib Language Family." *Anthropological Papers of the University of Arizona Press*. 28:23-38.
- Gildea, S. 1998. *On reconstructing grammar: comparative Cariban morphosyntax*. Oxford University Press. New York, Oxford.
- Gingrich, A. 2002. "When ethnic majorities are "dethroned": explorations towards a methodology of self-reflexive, controlled macrocomparison." In A.Gingrich and R.G.Fox, editors, *Anthropology, by comparison*. Routledge. London.
- Gregor, T., Tuzin, D. (eds.) 2001 *Gender in Amazonia and Melanesia. An Exploration of the Comparative Method*. University of California Press. Berkeley, Los Angeles, London.
- Hill, J. D.; Santos-Granero, F. (eds.) 2002 *Comparative Arawakan Histories. Rethinking Language Family and Culture Area in Amazonia*. University of Illinois Press. Illinois.
- Jara, F. 1995. "Los Akurio de Surinam. Cambio Social y Estructura en un Grupo Caribe de Surinam." In M.A.Bartolomé, editor, *Ya no hay lugar para cazadores. Pocosos de extinción y transfiguración étnica en América Latina*. Abya Yala. Quito. 91-108.
- Jara, F. 1996. *El Camino del Kumu. Ecología y ritual entre los akuiyó de Surinam*. Abya-Yala. Quito.
- Kaufmann, T. 1994. "The native languages of South America." In C.Mosley and R.E.Asher, editors, *Atlas of the Worlds Languages*. Routledge. London. 46-76.
- Kloos, P. The Akuriyo of Surinam: A Case of Emergence from Isolation. IWGIA. 71, 1977a. Copenhagen. IWGIA Documents.
- Kloos, P. 1977b. "The Akuriyo way of Death." *Anthropological Papers of the University of Arizona Press*. 28:114-122.
- Lévi-Strauss, C. 1976a. *Mythologica I. Das Rohe und das Gekochte*. Suhrkamp. Frankfurt/Main.
- Lévi-Strauss, C. 1976b. *Mythologica II. Vom Honig zur Asche*. Suhrkamp. Frankfurt/Main.
- Lévi-Strauss, C. 1976c. *Mythologica III. Der Ursprung der Tischsitten*. Suhrkamp. Frankfurt/Main.
- Lévi-Strauss, C. 1976d. *Mythologica IV. Der nackte Mensch 1*. Suhrkamp. Frankfurt/Main.
- Lévi-Strauss, C. 1976e. *Mythologica IV. Der nackte Mensch 2*. Suhrkamp. Frankfurt/Main.
- Loukotka, C. 1968. *Classification of South American indian languages*. University of California Press. Los Angeles.
- Lyon, Patricia J. (ed.) 1974. *Native South Americans. Ethnology of the Least Known Continent*. Little, Brown and Company. Boston, Toronto.
- Mason, A. 1950. "The Languages of South American Indians." In J.Steward, editor, *Handbook of South American Indians. The Comparative Ethnology of South American Indians*. United States Government Printing Office. Washington. 157-317.

- Murdock, G.P. 1974. "South American Culture Areas." In P.J.Lyon, editor, *Native South Americans. Ethnology of the Least Known Continent*. Little, Brown and Company. Boston. 22-39.
- Rivière, P. 1984. *Individual and Society in Guiana. A comparative study of Amerindian social organisation*. Cambridge University Press. Cambridge.
- Roosevelt, A. (ed.) 1994 *Amazonian Indians from Prehistory to the Present*. University of Arizona Press.
- Roosevelt, A. 1987. "Chiefdoms of the Amazon and Orinoco." In R.Drennan and Uribe C., editors, *Chiefdoms in the Americas*. University Press of America. 153-185.
- Roosevelt, A. 1993. "The rise and fall of the Amazonian chiefdoms." *L'Homme*. 33:255-283.
- Sarana, G. 1975. *The Methodology of Anthropological Comparison*. The University of Arizona Press. Tucson.
- Schoen, I.L. 1969. *Report on the second contact with the Akurio (Wanma) stone axe tribe, Surinam, September 1968*. Smithsonian Institution Center for Short-lived Phenomena.
- Steward, Julian (ed.) 1949 *Handbook of South American Indians. The Comparative Ethnology of South American Indians*. United States Government Printing Office. Washington.
- Swadesh, M. 1959. "Linguistics as an Instrument of Prehistory." *Southwestern Journal of Anthropology*. 15.
- Swadesh, M. 1972. *The origin and diversification of language*. Routledge & Paul. London.
- Whitehead, N.L. 1999. "The Crisis and Transformations of Invaded Societies: the Caribbean (1492-1580)." In F.Salomon and S.B.Schwartz, editors, *The Cambridge History of the Native peoples of the Americas. South America*. Cambridge University Press. Cambridge.
- Whitehead, N.L. 1988. *Lords of the Tiger-Spirit. A History of the Caribs in Colonial Venezuela and Guyana 1498-1820*. Foris Publications. Dordrecht-Holland.
- Whitehead, N.L. 1998. "Colonial Chieftains of the lower Lower Orinoco and Guayana Coast." In E.M.Redmond, editor, *Chiefdoms and Chieftaincy in the Americas*. University of Florida Press. Gainesville et al. 150-163.

### **Protokoll der Arbeitsgruppe „Methoden“ zum Vortrag von Ernst Halbmayer**

Anwesend: Gebhard Fartacek (GF), Andre Gingrich (AG), Ernst Halbmayer (EH), Johann Heiss (JH), Hilde Schäffler (HS)

HS: Ist es nicht problematisch, insbesondere auch für den Gender-Aspekt, dass die verglichenen Quellen aus ganz unterschiedlichen Zeiten stammen – in diesen veränderte sich ja einiges, zum Beispiel auch im Bereich von Polygynie und Monogamie unter dem Einfluss der Mission.

EH: Soweit liegen die hier konsultierten Quellen auch nicht auseinander, es geht ja um „zeitgenössische“ Carib-Sprechende, daher kann die Zeitdifferenz zwischen den Quellen verkraftet bzw. berücksichtigt werden, und der Wandel herausgearbeitet werden soweit es die Quellen zulassen.

JH: Warum wurden überhaupt Repräsentanten einer einzigen großen Sprachfamilie ausgewählt? Ist das nicht ein sehr europäisches Vorgehen, dass an Nationalsprachen u. dgl. m. orientiert ist?

EH: Unterschiedliche Sprachgruppen in benachbarten Ökozonen sind schon sehr ausgiebig untersucht worden, vom „Handbook“ (Steward) bis in jüngere Zeit – so wie hier ist jedoch noch sehr wenig geschehen.

AG: Geht das Ausklammern von Wandel nicht zu weit; wäre es nicht möglich, auch Prozesse zu vergleichen?

EH: Ja, es können auch Prozesse verglichen werden, aber dieser Vergleich ist aber insbesondere im Bereich bestimmter Rituale und Kognitionen angesiedelt, wo die Stabilität größer ist. Daher ist ein Augenmerk darauf begründet. Letztlich ist das Ziel des Vergleichs hier herauszufinden: Wie konstituiert sich Sozietät und Person?

### **Zusammenfassung**

Die komparative Analyse von zeitgenössischem Material ist eine sozialwissenschaftliche Methode, die sich zum Ziel setzt durch diesen Vergleich „mehr“ und „anderes“ herauszufinden als durch Einzelstudien. Wo nicht ausschließlich eigene Erhebungsergebnisse verglichen werden, bietet sich dafür „analytisches“ Sampling (im Unterschied zu random sampling und theoretischem sampling ) an. Es geht von der Quantität und Qualität vorhandener Daten aus, um sie auf einen – fiktiven- ungefähren Zeithorizont zu beziehen, soweit dies zulässig erscheint. Dafür können dann regionale, zeitliche, thematische oder eine Kombination dieser Kriterien angelegt werden. Im vergleichsverfahren kann nach größeren oder kleineren Gemeinsamkeiten gefragt werden (wie hier), oder auch nach signifikanten (intern oder extern bedingten) Unterschieden. Die Entscheidung oder „Wal“ in jedem dieser Schritte hat sich leiten zu lassen vom Ziel, nämlich der Beantwortung der grundlegenden Fragestellung des Vergleichs.

**Gebhard Fartacek:**  
**Der Approach der Fallrekonstruktion und seine methodische Umsetzung am Beispiel ethnographischer Erhebungen in Syrien (Kurzfassung des Referats, April 04)**

**Einleitende Bemerkungen zur Fallrekonstruktion**

Die Fallrekonstruktion – oder „case-reconstructive research“ ist keine „Methode“ im eigentlichen Sinne, sondern ein „Approach“, also ein methodologischer Forschungsansatz. Die Fallrekonstruktion dient dem Vorhaben „zu *rekonstruieren*, wie der Fall seine spezifische Wirklichkeit im Kontext allgemeiner Bedingungen *konstruiert* hat“ (Hildenbrandt 1991: 257).

Da in der Kultur- und Sozialanthropologie empirischen Fragestellungen nachgegangen wird, ist sie mit dem Problem der Beziehung zwischen Theorie und Erfahrung, d.h. der Beziehung theoretischer Sätze mit Beobachtungssätzen konfrontiert. Die Fallrekonstruktion ist – im Unterschied zu anderen Forschungsansätzen – ein Approach, in dem in der Analyse eines Falles genau dieses Problem vorrangig thematisiert wird. Im Zuge dessen werden Methoden vorgeschlagen, mit Hilfe derer aus indexikalen, alltagssprachlichen Äußerungen Bedeutungsgehalte, wie beispielsweise die erkenntnistheoretischen und weltanschaulichen Grundlagen einer Kultur, erschlossen werden können. Strukturtheoretisch interpretiert, bedeutet dies, dass in der Fallrekonstruktion ein Methodenrepertoire zur Herausarbeitung derjenigen Strukturen angeboten wird, die Individuen im Prozess der Auseinandersetzung mit alltagsweltlichen Erfordernissen ständig reproduzieren und transformieren.

Im Gegensatz zur „Fallbeschreibung“ wird die Fallrekonstruktion als hypothesen- und theoriengenerierender Dialog mit den Interviewpartnern begriffen. So werden in qualitativen Einzel- und Gruppeninterviews spezifische – für das Untersuchungsthema relevante – Fälle rekonstruiert und deren Bedeutung(en) für Lebenswelt und Alltag diskutiert.

Gemäß der hypothesengenerierenden Forschungslogik erfolgt die Populationswahl – also die Auswahl der Untersuchungsgruppe – nicht im Voraus durch ein „statistical sampling“, sondern durch ein „theoretical sampling“, welches im Lauf des Forschungsprozesses sukzessive auf der Basis der gewonnenen Erkenntnisse jeweils durch neue Entscheidungen gebildet wird.

Der wissenschaftliche Erkenntnisgewinn ergibt sich nun nicht so sehr aus der isolierten Betrachtung einer Anzahl individueller Fälle, als vielmehr aus dem In-Beziehung-Setzen möglichst konträrer Fälle und der daraus abgeleiteten Hypothesengenerierung.

Auf das methodische Vorgehen im Feld bezogen bedeutet dies, dass die Forschungspartner (oder Gesprächspartner) späteren Interviewphasen nicht nur mit ihren eigenen (Re-) Konstruktionen konfrontiert werden, sondern auch mit denen anderer; zudem werden sie mit hypothetischen „was-wäre-wenn“ Fällen konfrontiert und dazu aufgefordert, diese hinsichtlich ihrer Relevanz für alltägliches Handeln zu interpretieren.

**Kognitionen über Geister und Dämonen in Syrien: Zur Definition der Fälle**

Bei der Fallrekonstruktion werden individuelle Fälle gemeinsam mit den Interviewpartnern rekonstruiert. Diese Fälle werden miteinander in Beziehung gesetzt (sie werden kontrastiert). Doch was sind in meinen Forschungen „Fälle“ (die anschließend rekonstruiert werden)? Kurz gesagt sind „meine“ Fälle konkrete



Begebenheiten aus der Vergangenheit, wo Menschen mit Geistern und Dämonen (Ñinn) oder anderen übernatürlichen Phänomenen Erfahrungen machten.

So ein Fall ist beispielsweise, dass die Person X vor drei Jahren an einer Weggabelung vorbeikam, dort eine alte Frau sitzen sah, die sich dann in eine Ziege verwandelte. Wobei der zu rekonstruierende Fall natürlich nicht nur das Geschehnis als solches ist, sondern auch die damit einhergehenden kognitiven Konstruktionen; bzw. die Bedeutungen, die diesem Fall zugeschrieben werden.

Oder: Erst vor einem drei Monaten machte eine Gruppe junger Männer einen Ausflug. Sie sitzen am Boden beisammen. Sagt der eine: Jetzt wäre es gut, wenn wir etwas zu essen hätten; sagt ein anderer aus der Gruppe: Wir haben nichts zu essen. Darauf der eine: Ja, aber es wäre wirklich gut jetzt etwas zu essen. Dabei blickt er auf eine Kamelherde, die gerade vorbei zieht. Plötzlich - das größte und stärkste Kamel fällt tot um. Ein typischer Fall des Bösen Blickes.

Oder: Eine Familie hat ein Haus bezogen, das von Ñinn bewohnt war (und wo deshalb alles mögliche passiert ist) - es wurde ein großes Ritual durchgeführt und die Ñinn haben das Haus verlassen.

Meine Fälle sind also keine Einzelpersonen oder Institutionen, sondern die Fälle, die ich rekonstruiere und analysiere sind sozusagen „Events“. Mir geht's nicht nur darum herauszufinden - was in der Sichtweise meiner Interviewpartner da vorgefallen ist, sondern es geht mir vor allem darum, in einem wechselseitigen Dialog mit den Interviewpartnern Hypothesen zu generieren, welche Bedeutungen diese Events (also diese Vorfälle) haben.

### Modus der Erhebungen von Kognitionen über Kognitionen

Den Interviewpartner (IP) auffordern, selbst erlebte / mündlich tradierte Begegnungen mit Ñinn zu erzählen.  
 IP diese Begebenheiten interpretieren lassen.  
 IP mit den Begegnungen / Erzählungen von anderen Interviewpartnern (IPn) konfrontieren.  
 IP diese Begebenheiten interpretieren lassen.  
 IP mit ausgewählten Statements der Interpretationen von IPn konfrontieren.  
 IP diese Interpretationen begründend und folgernd bewerten lassen.  
 IP mit den relevanten Interpretationen strukturaler Analyse konfrontieren.  
 IP diese Interpretationen begründend und folgernd bewerten lassen.

### Zum Ablauf der Fallrekonstruktion in der Forschungspraxis

Datenerhebung, Datenauswertung und Analyse erfolgen in **drei Arbeitsschritten**, die allerdings nicht zeitlich chronologisch erfolgen, sondern innerhalb des Forschungsprozesses eine Einheit bilden. Sie sind also nur analytisch voneinander zu trennen:

#### Untersuchungsschritt 1:

Die Interviewpartner werden in einer sehr offenen Situation zunächst dazu aufgefordert, dass sie Begebenheiten erzählen, wo sie selbst oder andere Menschen einem Ñinn begegnet sind oder Erfahrungen mit dem Bösen Blick gemacht haben.

Wichtig in diesem Untersuchungsschritt erscheint mir, dass die Forschungspartner die Möglichkeit erhalten, das Thema innerhalb ihres eigenen Referenzrahmens zu

entfalten. Gewährleistet wird dies einerseits natürlich dadurch, dass die Gespräche in Arabisch (bzw. im syrisch-palästinensischem Dialekt) geführt werden; andererseits aber auch dadurch, dass die Interviewsituation bewusst eine sehr offene und dialogische ist.

Dabei werden sowohl die Begegnungen mit Ginn als solches gemeinsam mit den Interviewpartnern rekonstruiert und sequenziell analysiert, als auch Kognitionen über die Relevanz dieser Ereignisse für Lebenswelt und Alltag erhoben.

Darüber hinaus dient dieser Untersuchungsschritt auch dazu, ein möglichst umfassendes Spektrum rezenter räumlicher und zeitlicher Tabuzonen und damit einhergehender Rituale zu eruieren. Beziehungsweise: Ein möglichst umfassendes Spektrum von handlungsorientierten Ver- und Geboten (die Ñinn treten vor allem auch bei menschlichem Fehlverhalten in Erscheinung).

#### Untersuchungsschritt 2:

Im nächsten Schritt wird aus den rekonstruierten „Events“ eine Anzahl individueller Fälle ausgewählt. Wichtigstes Kriterium für die Auswahl der Fälle ist einerseits die metaphorische Dichte des „Events“. Andererseits soll durch die Auswahl sichergestellt werden, dass möglichst alle erhobenen Tabuzonen und unterschiedlichen Relevanzsysteme durch die Fälle repräsentiert werden.

#### Untersuchungsschritt 3:

Dritter Schritt im Untersuchungsablauf ist die Fallkontrastierung. In dieser Phase werden die Interviewpartner sowohl mit ihren eigenen Konstruktionen und Rekonstruktionen als auch mit denen anderer konfrontiert, indem die ausgewählten Fälle einerseits untereinander und andererseits mit hypothetischen „was-wäre-wenn“ Fällen kontrastiert werden. Dazu werden auf der Grundlage strukturaler Erklärungsmodelle gedankenexperimentell eigene Gegenhorizonte und solche aus vorangegangenen Interviews eingebracht.

Bezogen auf mein Thema: Ich erzähle den Interviewpartnern Fälle von „Begegnungen mit Ñinn“, die mir zuvor von anderen Interviewpartnern erzählt wurden bzw. die ich bereits mit anderen Interviewpartnern rekonstruiert habe - und bitte die Interviewpartner um ihre Einschätzungen dazu - welche Relevanz sie diesen Fällen beimessen - inwieweit diese Fälle plausibel sind - welche Bedeutungen sie daraus ableiten.

Dieser letzte Schritt ist wahrscheinlich der eigentliche Clou von der Fallrekonstruktion - dass nämlich die Interviewpartner nicht nur mit ihren eigenen Konstruktionen und Rekonstruktionen konfrontiert werden, sondern auch mit den Konstruktionen und Rekonstruktionen anderer Menschen. Man bekommt auf diese Art und Weise „Kognitionen über Kognitionen“. So gelangt man „auf indirekte Weise“ zu den Wertvorstellungen, die in einer Gesellschaft Gültigkeit haben (nicht nur explizites, auch implizites Wissen wird erhoben und verfügbar gemacht).

#### **Literaturempfehlungen zur Fallrekonstruktion**

Bohnsack, R. 1999. Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen.

Flick, U. 2000a. Konstruktivismus. In: Flick, U. / Kardorff, E. / Steinke, I. (Hg.): Qualitative Forschung. Reinbeck. S. 150-164.

- Flick, U. 2000b. Konstruktion und Rekonstruktion. Methodologische Überlegungen zur Fallrekonstruktion. In: K. Kraimer (Hg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der Sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt. S. 179-200.
- Gingrich, A. 1997. Inside an „exhausted community“: An essay on case-reconstructive research about peripheral and other moralities, in: Howell, S. (Hg.): The Ethnography of Moralities. London. S. 166-180.
- Hildenbrand, B. 1995. Fallrekonstruktive Forschung, in: Flick, U. / Kardoff, E. u.a. (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim.
- Hildenbrand, B. 2000. Anselm Strauss. In: Flick, U. / Kardorff, E. / Steinke, I. (Hg.): Qualitative Forschung. Reinbeck. S. 32-42.
- Kraimer, K. 2000. Die Fallrekonstruktion – Bezüge, Konzepte, Perspektiven. In: Kraimer, K. (Hg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt. S. 23-57.
- Meinefeld, W. 2000. Hypothesen und Vorwissen in der qualitativen Sozialforschung. In: Flick, U. / Kardorff, E. / Steinke, I. (Hg.): Qualitative Forschung. Reinbeck. S. 265-275.
- Merkens, H. 2000. Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: Flick, U. / Kardorff, E. / Steinke, I. (Hg.): Qualitative Forschung. Reinbeck. S. 286-299.
- Reichertz, J. 2000. Abduktion, Deduktion und Induktion in der qualitativen Forschung. In: Flick, U. / Kardorff, E. / Steinke, I. (Hg.): Qualitative Forschung. Reinbeck. S. 276-286.
- Steinke, I. 2000a. Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, U. Kardorff, E. Steinke I. (Hg.) Qualitative Forschung. Reinbeck. S. 319-331.
- Steinke, I. 2000b. Geltung und Güte. Bewertungskriterien für die qualitative Forschung. In: K. Kraimer (Hg): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt. S. 201-236.

### **Protokoll der Arbeitsgruppe „Methoden“ zum Vortrag von Gebhard Fartacek**

Anwesend: Barbara Danczul (BD), Gebhard Fartacek (GF), Andre Gingrich (AG), Ernst Halbmayr (EH), Hilde Schäffler (HS)

Bezugnehmend auf das Resume von GF weist AG darauf hin, dass der Approach der Fallrekonstruktion nicht ausschließlich für die Erhebung von Norm- und Wertvorstellungen einer Gesellschaft relevant ist. *Case reconstructive research* kann beispielsweise auch bedeuten, dass der/die ForscherIn im Dialog mit den InterviewpartnerInnen den empirischen Ablauf eines in früheren Zeiten durchgeführten Rituals rekonstruiert (vgl. dazu das Beispiel in Gingrich 1997). Der Forschungsansatz kann also auch in einem historischen Sinne bzw. im Sinne der *oral history* seine Anwendung finden.

GF expliziert, dass die Fallbeispiele sehr häufig nach bestimmten Grundmustern ablaufen: Wie die Forschungen bisher zeigten, scheint es fünf bis sechs verschiedene Grundmuster von typischen Ninn-Begegnungen zu geben, die immer wieder auftauchen. Zum Teil werden diese in den Interviews von den Untersuchungspartnern selbst thematisiert und anhand hypothetischer was-wäre-wenn Fällen erläutert.

AG regt dazu an, sich diesbezüglich den Ansatz der Schema Theorie (im Sinne der kognitiven Anthropologie) näher anzusehen und anhand dessen solche prototypischen Handlungen herauszuarbeiten und sequenziell zu analysieren. Hier könnte eine Untersuchung der Rahmenbedingungen, die möglicherweise bestimmten Scripts zugrunde liegen, interessante Ergebnisse liefern.

In Bezugnahme auf die Forschungen von Barbara Handl wurden die breiten Anwendungsmöglichkeiten der Fallrekonstruktion diskutiert: Sie eignet sich nicht nur zur Rekonstruktion von Ritualen oder von local history, sondern auch zu systematischen Erhebungen über customary law - anhand früherer Fälle im juristischen Sinn.

Auf Nachfrage von BD erläutert GF einige Zusammenhänge zwischen den Kognitionen über Ninn einerseits und dem Gewohnheitsrecht in Syrien andererseits: Gesellschaftliche Normen werden dadurch abgesichert, indem deren Missachtung - gemäß der lokalen Konzeptionen - zu Problemen mit bösen Dämonen oder dem Bösen Blick führen würde. So wird es beispielsweise als besonders gefährlich angesehen, einen Mord nicht zu rächen oder „zu vergessen“, insbesondere dann, wenn dieser im Zusammenhang mit Blutrache oder Ehre geschah. Bei etwaigen Kompensationsverhandlungen dürfe man sich keinesfalls zu weich geben, da sonst der Geist des Ermordeten in Form eines Ninn in Erscheinung treten würde und der eigenen Familie Unheil bringen würde.

Schließlich wird über geschlechtsspezifische Aspekte (der Feldforscher versus die Feldforscherin) und deren Einfluss auf die ethnologischen Untersuchungsergebnisse diskutiert.

## Zusammenfassung

Der methodologische Ansatz der Fallrekonstruktion erscheint dann sehr vielversprechend und zielführend zu sein, wenn es darum geht Glaubensgrundsätze, Belief-Systeme, Wertvorstellungen oder epistemologische Modelle transparent zu machen. Weniger geeignet erscheint dieser Ansatz für die quantitative Erhebung sogenannter „social facts“: Ich kann auf diese Weise beispielsweise nicht herausfinden „wie viel Prozent der Bauern im Euphrattal an Geister glauben“; auch wird es unmöglich sein regionale Verbreitungskarten zu erstellen, wo welches Phänomen mit welcher Häufigkeit vorkommt.

Die Fallrekonstruktion ist weniger dazu geeignet „Deskriptives“ zu erheben und als vielmehr dazu geeignet „Normatives“ zu erheben, also nicht das was *ist*, sondern das was (in der Sichtweise der betroffenen Menschen) der Fall sein *sollte*. Dort wo es um die *Struktur von Ideen* geht, erscheint der Approach der Fallrekonstruktion neue Impulse zu bringen. Bezogen auf die sozialanthropologische Theorienbildung ist die Fallrekonstruktion sehr gut kompatibel mit konstruktivistischen Ansätzen. Es ist wahrscheinlich unumgänglich soziale Wirklichkeit grundsätzlich als konstruiert aufzufassen. Inkompatibel ist der Ansatz der Fallrekonstruktion dann, wenn „subjektive Theorien“ (also emische Sichtweisen bzw. die Sichtweise meines Interviewpartners) als „beliebig“ aufgefasst werden und an einer Objektivität festgehalten wird.

**Barbara Danczul:**  
**Methodenfragen in der Rechtsanthropologie (Kurzfassung des Referats)**

Ich möchte mich heute mit einigen methodologischen Überlegungen zu der Frage wie Recht, insbesondere nicht kodifizierte normative Ordnungssysteme einer Gesellschaft erfasst werden können, auseinandersetzen.

Dabei stellt sich zunächst einmal die Frage was überhaupt als Recht bezeichnet werden kann?

Diese Frage hat zum ersten Mal im Zuge der Kolonialisierung und der von den meisten Kolonialmächten verfolgten Politik der indirekten Herrschaft an Bedeutung gewonnen. Kolonialmächte wie Großbritannien versuchten ihr eigenes Rechtssystem auf die vorhandenen indigenen Rechtsordnungen zu stützen, wobei einzelne Teile des Gewohnheitsrechtes inkorporiert werden sollten, unter der Voraussetzung, dass sie weder der Gerechtigkeit, Gleichheit und dem guten Gewissen widersprechen noch mit irgendeinem geschriebenen Recht unvereinbar sind. Mit der Inkorporierung einheimischer normativer Rechtsordnungen in das koloniale Rechtssystem war jedoch das praktische Problem verbunden eine Abgrenzung zwischen traditionellem Recht und bloßen Gewohnheiten oder Sitten zu finden. Auf definitorischer Ebene wurde daraus folgend die Frage aufgeworfen, ob diese traditionellen Rechte ihren Rechtscharakter der Anerkennung durch den Staat verdanken oder ob sie auch ohne staatliche Anerkennung Rechtscharakter haben können. In dieser Frage haben sich bis heute zwei Lager gebildet:

- Vertreter eines an den Staat gekoppelten Rechtsbegriffes werfen denjenigen, die mit einem weiten Rechtsbegriff operieren, vor, dass sie die gesellschaftsgebundene Begrifflichkeit des Rechts auf normative Systeme übertragen, die einen großen Unterschied zum westlich-modernen Recht aufweisen. Unter dem Konzept des Rechtspluralismus würde Alles zu Recht gemacht werden, wodurch wichtige Unterschiede verdunkelt bzw. verwässert werden.
- Vertreter eines weiten analytischen Rechtsbegriffes kritisieren wiederum die Anhänger eines staatlichgebundenen Rechtsbegriffes, dass sie unfähig seien sich von dem in der eigenen Gesellschaft dominanten Rechtsbegriff zu distanzieren und Recht als einen analytisch deskriptiven Begriff zu fassen, der zu einer für geschichtliche und interkulturelle Vergleiche sinnvollen Kategorien umgeformt werden kann.

In diesem Zusammenhang wurde die Frage aufgeworfen, ob man die fremden normativen Regeln und Vorschriften überhaupt mit den in der eigenen Gesellschaft gängigen zeit- und kulturabhängigen Begriffen erfassen bzw. übersetzen kann. In den 60er Jahren führte diese Frage einer adäquaten Übersetzung zu der die anglophone Rechtsethnologie einige Zeit beherrschenden Kontroverse zwischen Max Gluckman und Paul Bohannan. Ich werde auf diese Kontroverse nicht näher eingehen, sondern nur kurz deren Inhalt bzw. Hauptstreitpunkt wiedergeben:

-> Den Hauptteil der Diskussion bildete ein Streit über die passende Sprache bzw. Begrifflichkeit, mit welcher die Rechtssysteme anderer Gesellschaften beschrieben werden sollen. Laut Bohannan sei das Vokabular der englischen Rechtswissenschaften entwickelt worden, um über englisches Recht zu diskutieren, weshalb es für die Beschreibung traditioneller Rechtssysteme anderer Gesellschaften unpassend sei; um diese adäquat

darstellen zu können, müssen die Implikationen der indigenen Begriffe und Kategorien zunächst genauesten erklärt werden um dann ohne Substitution durch englische Äquivalente gebraucht werden zu können. Er richtete sich also gegen das ethnozentrische anglo-amerikanische Rechtsvokabular. Gluckman gab Bohannan insofern Recht als es bestimmte umgangssprachliche Begriffe gibt für die manchmal kein passendes englisches Äquivalent gefunden werden kann und deshalb besser die indigenen Begriffe verwendet werden. ABER in den Fällen, wo der Gebrauch englischer Termini vorteilhafter, weil weniger umständlich und präziser, ist, sollten diese durchaus verwendet werden. Gluckman hatte bei seiner Erforschung des Rechts der Barotse häufig Begriffe des englischen und römischen Rechts gebraucht, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen dem indigenen Rechtssystem der Barotse und dem westlichen aufzuzeigen.

Am Ende der Debatte stand die Übereinstimmung, dass es beim Vergleich nicht um Gleichsetzen geht, sondern um ein systematisches Suchen und Erklären von Gemeinsamkeiten und Unterschieden innerhalb einer abstrakt-analytischen Vergleichseinheit.

Um jedoch eine Basis für Vergleiche und Verallgemeinerungen zu schaffen, sind adäquate Beschreibungen und Ethnographien erforderlich. Das bringt uns zurück zu der Frage wie bzw. auf welche Art und Weise können normative und institutionelle Systeme einer Gesellschaft erfasst werden. Der Rechtsethnologe Hoebel beschreibt in seinem Buch „*The Law of Primitive Man*“ (1954) drei unterschiedliche methodische Herangehensweisen um ungeschriebene normative Regeln und Vorschriften zu erfassen:

- (1) die ideologische Methode: Befasst sich mit Regeln und Vorschriften, die zur Steuerung und Kontrolle von Verhalten als richtig bzw. passend empfunden werden. Unterschiedliche Leute werden nach ihrer Meinung und Vorstellung über Recht befragt. Das Problem bei dieser Methode liegt darin, dass nicht immer das wirkliche Recht sondern eine idealisierte Form wiedergegeben wird.  
Bsp.: In meinen Forschungen danach gefragt was das Gewohnheitsrecht (GR) bei Tötung vorsieht -> Antwort: Vergeltung entsprechend der Vorschrift „Einer für Einen“ □ Doch in der Praxis werden aber - beispielsweise aufgrund des hohen sozialen Status des Opfers - oft mehrere Personen als Vergeltung getötet.
- (2) die deskriptive Methode: Setzt sich mit der Praxis auseinander, d.h. Regeln und Vorschriften werden aus dem normalen, täglichen Verhalten der Menschen abgeleitet. Die Schwierigkeit besteht in diesem Fall darin, dass es nicht immer einfach bzw. durchführbar ist alltägliches Verhalten so regelmäßig zu beobachten, dass es in exakte Regeln umgedeutet werden kann.  
Bsp.: Im Rahmen meiner Forschungen ist diese Methode nur teilweise einsetzbar: Während ich durch oftmaliges Beobachten von Streitbeilegungsverfahren die darin eingebetteten bzw. damit zusammenhängenden Normen und Regeln erfassen kann, wird es mir etwas schwierig sein die Austragung von gewalttätigen Konflikten und den impliziten Regelkodex regelmäßig zu beobachten.
- (3) die trouble case method: Hierbei geht es darum Regeln und Vorschriften durch die Untersuchung von Ursache, Verlauf und Beilegung von Streitereien und Konflikten abzuleiten. Die so erfassten Regeln können manchmal eine Verzerrung des wirklichen Rechts darstellen, denn traditionelle Vermittler, Dorfrichter oder Klanälteste, die das ungeschriebene Recht anwenden, sind meist darauf bedacht eine Kompromisslösung

zwischen den Streitparteien zu finden, die auch auf Kosten allgemein bekannter Normen und Regeln gehen kann.

Einen anderen Kritikpunkt hat Holleman in seinem Artikel „Trouble-Cases and Trouble-Less Cases in the Study of Customary Law and Legal Reform“ (1973) vorgebracht. Er meint um ein kohärentes und zusammenhängendes Bild des Gewohnheitsrechtes einer Gesellschaft geben zu können, würde diese Methode eine adäquate Anzahl von trouble cases in allen wichtigen Rechtsbereichen der Gesellschaft erforderlich machen, was aber eher selten eingehalten werden kann. Deshalb sei man manchmal dazu aufgefordert alltägliche und konfliktfreie Aktivitäten bzw. Handlungen zu beobachten und mittels hypothetischer Diskussionen mehr über die Anwendung von Regeln und Vorschriften in Erfahrung zu bringen. Denn eigentlich seien es die alltäglichen trouble less cases die für gewöhnlich den normativen Referenzrahmen vorgeben, entsprechend welchem trouble cases beurteilt werden. Eine Überbetonung von trouble cases, die in manchen Rechtsbereichen besonders häufig vorkommen, würde unweigerlich zu einer ungleichmäßigen Abdeckung der gesamten Rechtsordnung führen. Des Weiteren würde ein Forscher/in für die Untersuchung des materiellen Rechts und seiner Anwendung in einem Rechtsbereich, wo Streitigkeiten bzw. Konflikte eher selten sind, ein verzerrtes Bild erhalten, wenn er/sie ausschließlich der Methode der trouble cases nachginge.

Aus diesem Grund sah Hoebel vor diese drei methodischen Herangehensweisen eklektisch zu handhaben. So hat die Anwendung der *trouble case method* gezeigt, dass sie in Verbindung mit den anderen Methoden geeignet ist, Disparitäten zwischen idealrechtlichen Vorstellungen und der Rechtspraxis zu problematisieren bzw. aufzuzeigen.

Bsp.: Laut den Mediatoren/Spezialisten sollte das Gewohnheitsrecht idealerweise mit dem islamischen Recht übereinstimmen/konform sein -> d.h. im Prinzip dürfte - wie es die shari'a vorsieht - nur an dem Täter selbst die Vergeltung vollzogen werden -> aber die Rechtswirklichkeit kann auch anders aussehen, denn manchmal wird bei einem gewalttätigen Konflikt die Vergeltung eben nicht am Täter selbst, sondern an einem männlichen Verwandten geübt -> interessant wäre dann zu wissen, warum in diesem Fall von den idealen Normvorstellungen abgewichen wurde. Ein allzu starkes Betonen dieser Disparitäten wiederum führt zu einem *gap approach*, einer Gegenüberstellung von Ideal und Praxis, der übersieht, dass die normative Ordnung als Teil der Rechtswirklichkeit, als Teil der umfassenden kulturellen Ordnung betrachtet werden sollte.

In den 50er und 60er Jahren des 20. Jhds. kam es innerhalb der Rechtsanthropologie in Anlehnung an die weithin propagierte *trouble case method* zu einem verstärkten Hinwenden zu einer Ethnographie der Streitschlichtungsverfahren. Dabei haben sich zwei leicht divergierende Forschungstraditionen herausgebildet:

- a) der erste Ansatz ist eher regelorientiert und betrachtete Streitbelegungen und die in ihnen getroffenen Entscheidungen als hauptsächliche Quelle des Rechts. Vor allem zu erwähnen ist hier die Arbeit von Max Gluckman über die Gerichte der Barotse und seine Analyse der Argumentation von Richtern und Parteien.

In Anlehnung an die struktur-funktionalistische Analyse hat Gluckman festgestellt bzw. verallgemeinert, dass, wenn man die Art der sozialen Beziehungen zwischen den Streitparteien feststellen kann, kann man auch die Vorgehensweise, welche im Entscheidungsprozess angewendet wird, voraussagen. Mit anderen Worten, die Art der Beziehung zwischen den Parteien ist von großer Bedeutung für das Entscheidungsverhalten der Richter.



→ dieses struktur-funktionalistische Modell sieht angewendet auf Konfliktfälle so aus:

<b>Beziehung zwischen Streitparteien</b>	bestimmt	<b>Vorgehensweise beim Versuch einer Beilegung</b>	bestimmt	<b>Resultat des Streits</b>
--	----------	--	----------	-----------------------------

Die zugrunde liegende Idee ist die: die Art/Natur der Beziehung setzt Einschränkungen bzgl. des Streitschlichtungsverfahrens -> Beziehungen, die vielschichtig sind und viele Interessen beinhalten, verlangen eine bestimmte Art der Beilegung, wie z.B. eine Kompromisslösung, die den Fortbestand einer Beziehung erlaubt.

Dementsprechend ergibt sich:

<b>Streitparteien in vielschichtigen Beziehungen</b>	sind angewiesen auf	<b>Verhandlungen oder Mediation bei Streitbeilegung</b>	die zu	<b>einem Kompromiss als Resultat führen</b>
<b>Streitparteien in einfachen Beziehungen</b>	sind angewiesen auf	<b>Schiedsverfahren bei Streitbeilegungen</b>	die zu	<b>Gewinner- und Verlierer-Entscheidungen führen</b>

D.h. also je vielschichtiger die Beziehungen zwischen den Streitparteien waren, desto mehr neigten die von Gluckman untersuchten Lozi Richter dazu, die Parteien miteinander zu versöhnen.

b) der zweite Forschungsansatz ist mehr prozess-orientiert und befürwortet einen dynamischen Zugang, der den Konflikt als ein Ereignis in einer Kette von Ereignissen betrachtet, die Personen und Gruppen miteinander verbindet. -> d.h. Konflikte sind soziale Prozesse, eingebettet in soziale Beziehungen. Der Fokus bewegt sich von Konflikten als solche zu den sozialen Prozessen, von welchen der Konflikt ein Teil ist. Diese Interessensverlagerung von Struktur zu Prozess bedingt gleichzeitig einen Wechsel von Institutionen und sozialen Gruppen auf das Individuum und die Entscheidungen, die er/sie in einem Streit trifft. In jeder Konfliktsituation interagieren Menschen miteinander, d.h. sie sind eingebunden in Entscheidungsprozesse zur Optimierung ihrer eigenen Vorteile und zur Erlangung des von ihnen gewünschten Ziels.

Dieses prozesshafte Modell konzentriert sich also auf die Menschen, die in sozialen Netzwerken miteinander interagieren und Entscheidungen treffen, die auf einer Anzahl konkurrierender Faktoren basieren.

Das starke bis einseitige Betonen der *trouble case method* und im weiteren Verlauf der Streitbeilegungsverfahren, der sog. *conflict resolution studies*, innerhalb der Rechtsanthropologie hat aber auch Kritik erfahren, u.a. von dem deutschen Rechtssoziologen von Trotha. Dieser meint das prozessuale Paradigma habe an Stelle der Untersuchung von Recht das Studium des Streites bzw. der Streitregelung gesetzt. Durch diese Verlagerung sei das Konzept des Rechts selbst abhanden gekommen bzw. ein Flucht aus der Unentscheidbarkeit der Frage „Was ist Recht“ versucht worden. Die Substitution von Recht durch Streit beinhalte aber nur die Verlagerung eines unlösbaren Problems von „Was ist Recht“ zu „Was ist Streit“, d.h. wie kann Streit definiert werden, welche Phasen

der Konflikt- bzw. Streitentwicklung müssen in die Analyse mit hinein genommen werden?

Gulliver meint, dass solange kein Streit existiere bis die anfängliche Auseinandersetzung von dem Kläger oder einem Vertreter von der Ebene des „*dyadic argument into the public arena*“ (Gulliver 1997: 14). gebracht wird. Dieses Streitkonzept scheint bezogen auf meinen Forschungsbereich „gewalttätige Konflikte und deren Beilegung“ eher unpassend zu sein, denn eine Auseinandersetzung wie die Blutrache kann sich unter Umständen – durch gegenseitiges Vergeltung nehmen – sehr lange auf der Ebene des *dyadic argument* bewegen, ohne den Konflikt in die Öffentlichkeit von Vermittlern oder anderen Streitbeilegungsinstanzen zu bringen. D.h. ein Konzept von Streit, welches mit dem Kriterium der Öffentlichkeit operiert, ist (wie z.B. in meinem Fall) unzureichend. Aus diesem Defizit heraus haben June Starr und Barbara Yngvesson die Bedeutung von Phasen des Streitens und des Streitregelungsprozesses betont und dabei v.a. die Phase, die dem Öffentlichwerden eines Konfliktes vorangeht, hervorgehoben. Daran anknüpfend haben Felstiner, Abel und Sarat in dem Artikel „*The Emergence and Transformation of Disputes: Naming, Blaming, Claiming*“ (1980/81) Rahmenbedingungen für die Untersuchung der Entstehung und Transformationen eines Streites entwickelt: damit ein Streit überhaupt entstehen kann, muss eine schädliche Erfahrung bzw. ein Unrecht von den betroffenen Personen als solche/s wahrgenommen werden -> diese Phase wird als *naming* bezeichnet. In dem Moment, wo die geschädigte Partei eine bestimmte Person oder Gruppe für dieses erlittene Unrecht verantwortlich macht, verändert sich die schädliche Erfahrung in eine Beschwerde -> also *blaming*. Sollte die geschädigte Partei das erlittene Unrecht der ihrer Meinung nach verantwortlichen Person bzw. Gruppe mitteilen und eine Wiedergutmachung verlangen, so wird aus der Beschwerde eine öffentlich artikulierte Klage -> als *claiming* bezeichnet. Wird die Entschädigung des erlittenen Unrechts jedoch verweigert, kommt es zu einem Streit zwischen den Parteien -> „*A claim is transformed into a dispute when it is rejected in whole or in part.*“ (Felstiner, Abel und Sarat 1980/81: 636).

Keebet von Benda-Beckmann hat in diesem Zusammenhang jedoch darauf hingewiesen, dass es falsch wäre zu glauben, ein Konflikt würde mit einer Entscheidung vor Gericht oder einer anderen Streitregelungsinstanz beendet sein. Sie kritisiert, dass der sog. *post-trial stage* in einem Konflikt bisher viel zu wenig Beachtung geschenkt worden sei. Es gäbe zwar Untersuchungen über die Anwendung und Durchführung von Entscheidungen, jedoch würde in diesen Studien primär die Effektivität von Beschlüssen untersucht werden, indem der Inhalt einer Entscheidung mit der nachfolgenden Situation verglichen wird. Dieser Effektivitäts- Zugang weist jedoch zwei Schwachpunkte auf:

Erstens: ist er zu sehr mit der Macht und Autorität der Entscheidungstragenden Institution beschäftigt und übersieht dabei völlig was mit der getroffenen Entscheidung/Beschluss überhaupt gemacht wird.

Zweitens: wird a priori eine kausale Beziehung zwischen einer Entscheidung und dem darauf folgenden Verhalten angenommen. Für gewöhnlich bestehe aber im besten Fall ein loser Zusammenhang zwischen dem Inhalt einer Entscheidung und dem anschließenden Verhalten.

Von Benda-Beckmann geht es darum die soziale Bedeutung von Entscheidungen für die in einem Streit involvierten Personen in der *post-trial stage* zu untersuchen. Dabei sei es wichtig zu sehen was mit den Entscheidungen nach einem Gerichtsverfahren oder einer außergerichtlichen Streitbeilegung passiert und wie diese von den betroffenen Personen interpretiert werden.

Wenn man also die unterschiedlichen Phasen der Entstehung und Transformation eines Streites, den Streit selbst sowie die Auswirkungen der bei der Beilegung getroffenen Entscheidungen in seine Untersuchung einbezieht bzw. berücksichtigt, dann entspricht diese Vorgehensweise genau der innerhalb der Rechtsanthropologie weit verbreiteten und geforderten *extended case method* – der erweiterten Fall-Methode. Im Rahmen dieser Methode gerät die Geschichte eines Streites und mit ihr die spezifischen Verwicklungen und Zusammenhänge des gegenwärtigen Handelns der in den Streit involvierten Personen und Parteien ebenso wie die der Streitentscheidung folgenden Entwicklungen ins Zentrum des Interesses. Die Betonung von Prozess, Interaktion und den Handlungsstrategien von Individuen hat in Verbindung mit der *extended case method* ergeben, dass sich der Ausgang eines Konfliktes nur sehr begrenzt anhand der bestehenden Rechtsnormen voraussagen lässt.

### Literatur:

- Benda-Beckmann, Keebet von. 1985. The Social Significance of Minangkabau State Court Decisions. In: *Journal of Legal Pluralism*, 23. S. 1-68.
- Bohannan, Paul. 1997. Ethnography and Comparison in Legal Anthropology. In: Nader, Laura (ed.). *Law in Culture and Society*. Berkeley: University of California Press. S. 401-418.
- Felstiner, W., Abel, R., Sarat, A. 1980/81. The Emergence and Transformation of Disputes: Naming, Blaming, Claiming, ... . In: *Law and Society Review*, 15/3-4. S. 631-654.
- Gluckman, Max. 1955. *The Judicial Process among the Barotse of Northern Rhodesia*. Manchester: Manchester University Press.
- Gluckman, Max. 1997. Concepts in the Comparative Study of Tribal Law. In: Nader, Laura (ed.). *Law in Culture and Society*. Berkeley: University of California Press. S. 349-373.
- Gulliver, P. H. 1997. Case Studies of Law in Non-Western Societies. Introduction. In: Nader, Laura (ed.). *Law in Culture and Society*. Berkeley: University of California Press. S. 11-23.
- Hoebel, Adamson. 1954. *The Law of Primitive Man*. Cambridge: University Press.
- Holleman, J. F. 1973. Trouble-Cases and Trouble-Less Cases in the Study of Customary Law and Legal Reform. In: *Law and Society Review*, 7. S. 585-609.
- Nader, Laura und Todd, Harry F. Jr. 1978. Introduction: The Disputing Process. In: Nader, Laura und Todd, Harry F. Jr. (eds.). *The Disputing Process - Law in Ten Societies*. New York: Columbia University Press. S. 1-40.
- Starr, June. 1978. Turkish Village Disputing Behavior. In: Nader, Laura und Todd, Harry F. Jr. (eds.). *The Disputing Process - Law in Ten Societies*. New York: Columbia University Press. S. 122-152.
- Trotha, Trutz von. 1987. Zwischen Streitanalyse und Negativem Evolutionismus. In: *Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaften*, 86. S. 61-137.
- Yngvesson, Barbara. 1978. The Atlantic Fishermen. In: Nader, Laura und Todd, Harry F. Jr. (eds.). *The Disputing Process - Law in Ten Societies*. New York: Columbia University Press. S. 59-86.

### **Protokoll der Arbeitsgruppe „Methoden“ zum Vortrag von Barbara Danczul**

Anwesend: Barbara Danczul (BD), Gebhard Fartacek (GF), Andre Gingrich (AG), Ernst Halbmayr (EH), Johann Heiss (JH)

Diskutiert wurde die Frage des „Öffentlich machens“ in Hinblick auf eine Definition von „Streit“.

AG: Nicht jeder Streit ist rechtsrelevant. So beispielsweise ein Streit zwischen Liebenden. Wenn man nicht verheiratet ist, so hat das bei uns keine Konsequenz. Eine wichtige Frage: Ist schon die normale Austragung eines solchen Streites rechtsrelevant oder erst wenn eine Institution miteinbezogen wird (z.B. Gericht).

Die „Miteinbeziehung der Öffentlichkeit“ ist ein schwieriges Kriterium, was heißt das: „Öffentlich machen“.

BD: Ich wusste nicht was DIE Methode in der Rechtsanthropologie ist.

AG: Sehr wichtig ist es nach den geltenden Normen zu fragen; was sind die erwünschten Soll-Zustände; man kann schwer über Recht arbeiten, wenn man nicht nach den Normen fragt. Sie sind sozusagen eine eigene - von den spezifischen Cases unabhängige - wichtige Angelegenheit.

EH: Gerade dann, wenn es nicht verschriftlicht ist, ist das sehr wichtig.

BD: Wichtig bei Konflikten ist das Davor, Dazwischen, Danach (zumindest nach Bender-Beckmann).

AG: Es ist natürlich immer auch die Frage, ob ich die entsprechenden Quellen besitze: Möglicherweise ist dieser Ansatz mehr für die sozialwissenschaftliche Gegenwart relevant als für eine historische Untersuchung.

Außerdem ist es bereits eine mehr oder weniger willkürliche Festlegung des Forschers / der Forscherin WANN davor ist bzw. wann der Fall endet. Gerade bei der Blutrache setzen sich diese Konflikte oft über Generationen hindurch fort.

BD: Die Bezahlung von Blutgeld im Rahmen des Gewohnheitsrecht wurde abgeschafft, weil sich die Leute nicht mehr daran gehalten haben: Die haben kassiert und dann aber trotzdem weiter gemordet.

JH: Möglicherweise weil ihnen die Ehre wichtiger war.

GF: Wahrscheinlich ist es insgesamt unumgänglich eine Differenzierung von „Streit“ vorzunehmen - da gibt es verschiedene Arten und bei bestimmten Arten von Streit ist der Moment des „Öffentlich werdens“ im Nahen Osten tatsächlich ein entscheidender.

AG: Verpflichtung zum Schweigen ist Teil des Systems im Nahen Osten. - Schweigen gegenüber Außenstehenden.

EH: Es muss eine Gesellschaft sein, die klar zwischen privat und öffentlich differenziert.

AG: Eine solche Differenz ist nicht universell, aber trotzdem oft vorhanden.

### **Zusammenfassung**

Die vorgestellten methodischen Herangehensweisen – ideologisch, deskriptiv, *trouble case* – können in einer eklektischen und sich ergänzenden Art der Anwendung einerseits dazu dienen nicht kodifizierte normative Ordnungssysteme zu erfassen und andererseits Disparitäten zwischen idealrechtlichen Vorstellungen und der Rechtspraxis bzw. Rechtswirklichkeit aufzuzeigen. Im Kontext der *trouble case method* und im weiteren Sinn der *conflict resolution studies* haben sich zwei Forschungsansätze herausgebildet, die auf die Schlagwörter Struktur vs. Prozess reduziert werden können: während sich ersterer in Anlehnung an eine struktur-funktionalistische Analyse eher regelorientiert darstellt, steht bei zweiteren das prozessuale Element im Vordergrund. (Welchem dieser beiden Ansätze der Vorzug gegeben wird, ist nicht nur forschungspragmatisch bedingt, sondern auch von der zentralen Fragestellung des Projektes abhängig.)

**Hilde Schäffler:**

**Gender und Methode. Zum Stand interdisziplinärer Methodologie aus feministischer Perspektive. (Kurzfassung des Referats, Mai 04)**

### **Gender als wichtiger methodischer Aspekt ethnographischer Forschung**

Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, wie eine möglichst umfassende Berücksichtigung von „Gender“ im methodischen Bereich der Sozial- und Kulturanthropologie ausschauen könnte.

Da in der empirischen Forschung eine Mehrzahl von Methoden zur Anwendung kommt, sind die hier angestellten Überlegungen auf einer methodologischen sowie wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Ebene verortet. Sie beziehen sich auf die Wege von der Empirie zur Theorie, auf systematische und nachvollziehbare Erfassungs- und Dokumentationsweisen von menschlichen Handlungen, Denksystemen und Lebensrealitäten wie sie in der sozial- und kulturanthropologischen Forschung zur Anwendung kommen.

Ich werde für diese Überlegungen verschiedene Erkenntnisse aus dem Bereich der feministischen Ethnographie bzw. der feministischen Theorie heranziehen und versuchen ihre Bedeutung in Bezug auf methodische Vorgehensweisen zu konkretisieren. Die feministische Ethnographie verfügt über keinen fest gefügten Wissenskanon, der gewisse methodologische Prinzipien festschreibt; Denkerinnen, die sich intensiv mit ihr befassten, stellten ihren Erörterungen wiederholt die Frage nach der Existenz einer feministischen Ethnographie voran und beantworteten diese auch teils abschlägig. Es handelt sich hierbei also um keinen einfach fassbaren Bereich von konkreten Handlungsanweisungen auf dem Weg zu wissenschaftlicher Erkenntnis. Gerade die selbstreflexive Haltung dieser Denkerinnen, sowie deren interdisziplinäre Orientierung macht die Qualität und Weitsichtigkeit der in diesem Bereich angestellten methodologischen Überlegungen und Forderungen aus.

Teltscher (2000) hat die Leitgedanken einer feministischen Ethnographie erarbeitet und somit diesen Bereich methodischer und methodologischer Überlegungen leichter fassbar gemacht. Ich werde mich auf die drei wesentlichsten dieser Leitgedanken konzentrieren und dabei jeweils der Frage nachgehen, welche Aspekte dieser Leitgedanken auch im Rahmen einer gender-sensiblen Ethnographie zur Anwendung kommen sollten und könnten – Welche Leitgedanken also auch im methodischen Vorgehen im Rahmen von Forschung, die von Frauen oder Männern betrieben wird und die sich nicht vorrangig mit einem „Gender-Thema“ befasst, miteinbezogen werden können.

Kurz möchte ich dann noch auf die Veränderung des Verständnisses von „gender“ eingehen, welches eng verknüpft ist mit den Entwicklungen im Bereich der Gender-Studies und der feministischen Forschung seit den 70er Jahren. So widerspiegeln sich auch in den einzelnen Leitgedanken verschiedene Thematiken der Frauenforschung der 70er Jahre und Modifikationen derselbigen durch die Gender-Studies in den 80er Jahren. Manche Weiterentwicklungen der feministischen Forschungen der 90er Jahre scheinen allerdings schwer Eingang in den methodischen Bereich zu finden, bzw. innerhalb dieses Bereiches kaum Neuerungen zu bewirken und hervorzubringen. Gerade der zentrale Begriff „gender“ selbst rückte in dieser Zeit (erneut) ins Zentrum der Auseinandersetzung, woraus andere Verstehensweisen von Geschlecht resultierten. Wie diese Verstehensweisen von gender produktiv ins methodische eingebracht werden könnten werde ich abschließend umrisshaft andeuten.

Zunächst jedoch zur feministischen Ethnographie.

Als deren

- **ersten Leitgedanken** sieht Teltscher die **Sensibilität gegenüber Machtbeziehungen im Feld** und innerhalb der akademischen Institutionen.
- **Zweitens** die Epistemologie des Situierten Wissens, die die Positionierung der Ethnographin voraussetzt.
- **Drittens** ein feministisches Erkenntnisinteresse das die Sicht- und Hörbarmachung der Erfahrung von Frauen durch Frauen – weibliche Ethnographinnen – verfolgt.

Zum ersten Leitgedanken **der Sensibilität gegenüber Machtbeziehungen im Forschungsprozess** ist zu sagen, dass diese Formulierung der Sensibilität eine Revision gegenüber der Anfangs geforderten Abschaffung von Machtdifferenzen zwischen ForscherIn und Beforschten darstellt. Einige Wissenschaftlerinnen waren anfänglich durchaus überzeugt die sehr oft hierarchischen Forschungsbeziehungen in ein durch Reziprozität gekennzeichnetes freundschaftliches Verhältnis verwandeln zu können. Der Weg dahin sollte laut Maria Mies (1978) über eine bewusste Parteilichkeit der Forscherin erreicht werden. Durch die Einnahme einer Sicht von unten sollte die Herrschaftssituationen zwischen Forschenden und Erforschten abgebaut werden. Insbesondere die Ausbeutung von Frauen als Informantinnen sollte dadurch beendet werden. Die Schaffung eines machtfreien Forschungsraums erwies sich in der realen Feldsituation allerdings als nicht durchführbar. Diese Unmöglichkeit der Aufhebung von Machtdifferenzen und potentieller Ausbeutung brachte Judith Stacy in einem Artikel in dem sie das ethische Dilemma ihrer Feldforschung behandelt besonders prägnant zum Ausdruck:

Selbstreflexion war Ende der 80er Jahre sowie in den 90er Jahren die Strategie – nicht nur im Bereich der feministischen Wissenschaften, sondern natürlich auch in anderen Bereichen der Sozial- und Geisteswissenschaften und dieser Artikel ist ein gutes Beispiel für diese selbstreflexive Strömung. Auch aus diesem Grund werde ich ein wenig genauer darauf eingehen.

Stacy argumentiert, dass eine Aufhebung von Machtverhältnissen weder in bezug auf den Forschungsprozess noch in bezug auf dessen schriftliches Produkt möglich ist. Auf der Ebene des Forschungsprozesses setzt die Ethnographische Methode, da sie auf persönlichen Beziehungen und Engagement aufbaut, die Personen, die ihr Privatleben preisgeben, dem potentiellen Verrat durch die Forscherin sogar noch viel mehr aus als Methoden, die eine gewisse Distanz wahren, kritisiert Stacy. Ebenso sei ein ausbeuterischer Aspekt des ethnographischen Prozesses unvermeidlich, da Schicksale und Tragödien wie Todesfälle willkommene Daten für die Forschung darstellen.

Auf der Ebene des schriftlichen Produktes verbleibe zudem immer eine gewisse Autorität der Forscherin, da sie schlussendlich die Daten interpretiert und dann nach ihren Zielen gestaltet, sodass eine Gleichwertigkeit in bezug auf das Endprodukt praktisch unmöglich ist.

Stacy argumentiert in ihrem Artikel überzeugend, dass ein machtfreier Forschungsraum praktisch unmöglich ist. Auch wenn zahlreiche Monographien zeigen, dass EthnographInnen durchaus nicht immer aus einer machtvollen Position heraus agieren und InformantInnen ein großer Einfluss auf die Strukturierung von Forschungsbeziehungen zukommt, so bleiben zumeist doch die strukturellen Machtdifferenzen innerhalb der globalen politischen Ökonomie.

Die Forderung nach einer Aufhebung von Machtdifferenzen innerhalb des Forschungssettings und in bezug auf die Auswertung der Ergebnisse hat sich durch diese Erfahrungen verwandelt zu der Forderung nach kritischer Reflexion über die einer Forschung zugrunde liegenden Machtverhältnisse und deren Einfluss auf den Forschungsprozess bzw. deren Veränderung im Laufe des Prozesses.

Diese kritische Reflexion, die mit der Sensibilität gegenüber Machtverhältnissen gemeint ist sollte und kann jedenfalls auch in ein methodisches Vorgehen, welches Gender wichtig nimmt übernommen werden. Ich denke dass diese Sensibilität außerdem nicht nur gegenüber den Machtverhältnissen zwischen Forschenden und Beforschten gefordert werden sollte, sondern auch ganz allgemein die Machtverhältnisse, mit welchen Geschlechterverhältnisse immer verbunden sind kritisch mit einzubeziehen.

Als den **zweite Leitgedanken** feministischer Ethnographie habe ich zuvor die Epistemologie des Situieren Wissens und einer Positionierung der Forscherin genannt. Dieser Leitgedanke hat sich entwickelt aus der Auseinandersetzung feministischer Wissenschaftstheoretikerinnen mit dem Paradigma der wissenschaftlichen Objektivität.

Im Laufe der 80er Jahre wurde das vorherrschende Paradigma einer a-perspektivischen Objektivität als eine Strategie männlicher Hegemonie entlarvt. Fox Keller, Mc Kinnon und andere zeigten, dass die vorherrschenden Werte in den positivistischen Wissenschaften - Objektivität, Rationalität und Wertfreiheit - Konstruktionen darstellten, die dem Erhalt einer männlichen Vormachtsstellungen dienen. Zu dieser männlich entstellten Wissenschaft wurden alternative Strategien entwickelt. Von diesen Strategien für die Forschung ist Donna Haraways Konzept des situieren Wissens, einer körperlichen Objektivität, auch in Hinblick auf die neueren Ethnographien der letzten Jahre besonders einflussreich.

Für Haraway ist die Sicht von unten, von einem untergeordneten Standpunkt - wie die Perspektive von Frauen von ihr verallgemeinernd gefasst wird - zwar prinzipiell ein besserer Ausgangspunkt für wissenschaftliche Erkenntnis, doch handelt es sich dabei, wie sie es ausdrückt, nicht um ‚unschuldige Positionen‘. Auch diese Positionen müssen einer Überprüfung, einer Dekodierung unterzogen werden. Sie befindet diesen Standpunkt der Unterworfenen folglich auch als ungeeignet für die Strategie einer feministischen Epistemologie. Haraway formuliert feministische Objektivität als situiertes Wissen - Diese Form der Objektivität ist einer a-perspektivischen Objektivität diametral entgegengesetzt. Anstatt eines körperlosen Blickes von Oben, einer Sicht von nirgendwo, die das Subjekt des Erkennens unsichtbar macht, fordert sie eine Positionierung und Situierung, die auch Verantwortung für die Forschung übernimmt und die durchaus für eine bessere Darstellung der Welt eintritt.

Dieser Leitgedanke könnte und sollte in eine gender-sensitive methodische Vorgangsweise ohne besondere Modifikation übernommen werden. Hinzuzufügen wäre dieser Positionierung eventuell eine „gender-spezifische Positionierung“, welche nicht nur das Geschlecht des Forschers oder der Forscherin offen legt, sondern welche die spezifischen Möglichkeiten und Schwierigkeiten, welche sich in einem jeweiligen Regionalgebiet daraus in bezug auf die jeweilige Forschungsfrage ergeben offen legt und erläutert. An diese Thematik schließt, wenn auch nicht in einem solch selbstreflexiven Sinne, der nächste Leitgedanke, bzw. insbesondere die Kritik daran, an.



Als **dritter wesentlicher Leitgedanke** findet sich bei Teltscher die Sichtbar- und Hörbarmachung der Erfahrung von Frauen als aktive Mitglieder einer Gesellschaft durch Frauen, durch weibliche Feldforscherinnen.

Offensichtlich ist eine solche Forderung nicht gerade gut zu gebrauchen für andere als von Frauen betriebene Forschungen. Allerdings denke ich, dass gerade die verschiedenen Kritiken, welche dieser Forderung gegenüber im Laufe der letzten dreißig Jahre geäußert wurden, interessante Beiträge zu der Frage des Einflusses des genders der Forschenden, beinhalten.

Der Annahme, dass sich Frauen *grundsätzlich* besser für die Untersuchung von weiblichen Lebenswelten eignen, wurde und wird zwar trotz des Paradigmenwechsels von der Frauenforschung zu Genderforschung nach wie vor einige Gültigkeit zuerkannt.

So formulierte beispielsweise auch Lila Abu-Lughod Mitte der 80er ihre Vision einer feministischen Ethnographie als eine Ethnographie in der Stimme einer weiblichen Ethnographin, die einer anderen Frauenstimme zuhört. Wobei ihr Regionalgebiet, das von einer starken Geschlechtertrennung geprägt ist, gewiss für eine relativ schwierige Zugänglichkeit zu weiblichen Bereichen für Männer sorgt, und in diesem Kontext mehr als in anderen weibliche Ethnographinnen gegenüber Männern klare Vorteile bei der Erfassung der Lebenszusammenhänge von Frauen haben.

Kritisiert wurde diese starke Fixierung feministischer Ethnographie auf weibliche Forscherinnen und Frauen als Beforschte jedoch schon in den 70er Jahren.

Rayna Rapp äußerte bereits 1975 Zweifel daran, dass Frauen besser für die Untersuchung von weiblichen Lebenswelten bzw. Geschlechterverhältnissen geeignet wären. Ihrer Meinung nach waren weibliche Ethnologinnen, die dieselbe männlich dominierte Ausbildung durchlaufen hatten wie ihre Kollegen gleichermaßen durch Androzentrismus beeinflusst und hatten somit in bezug auf die Erkenntnisgewinnung keine Vorteile gegenüber ihren männlichen Kollegen.

Auch wurden in der Phase der ‚anthropology of women‘ bereits Bedenken in Hinblick auf das Entstehen eines ‚female bias‘ im Gegenzug zum ‚male bias‘ geäußert. Wenn eine einseitig von Männern betriebene und auf Männer konzentrierte Wissenschaft einen male bias produzierte, so besteht die Gefahr, dass dasselbe mit umgekehrten Vorzeichen im Kontext einer von Frauen einseitig betriebenen Wissenschaft passiert.

Die Probleme, die mit der Annahme einer privilegierten Position von Frauen im Rahmen der Feldforschung verbunden sind, wurden zu Beginn der 80er Jahre von verschiedenen Autorinnen (Kay Milton, Judith Saphiro und Marilyn Strathern) erörtert. Die Kritikpunkte an dieser Auffassung bezogen sich **erstens** auf die Annahme einer universalen Kategorie Frau und **zweitens** auf die Ignoranz gegenüber Problemen von Ethnozentrismus und Rassismus, die hinter einer solchen Annahme „Frauen forschen am besten über andere Frauen“ verortet wurde. Der **dritte** Kritikpunkt, der von Shapiro am deutlichsten behandelt wird, betrifft die Gefahr einer Gettoisierung bzw. Marginalisierung einer Forschung, die von Frauen über Frauen gemacht wird. Shapiro spricht in diesem Zusammenhang von einer Tendenz zur sexuellen Arbeitsteilung innerhalb der Disziplin, die unbedingt kritisch reflektiert werden sollte, da eine solche Einstellung von ‚it takes one to know one‘ eigentlich das ganze Feld der Anthropologie in Frage stellen würde.

Zu dieser Thematik gibt es auch einen interessanten Artikel, der diese Problematik von einer gänzlich anderen Perspektive beleuchtet:

**James Gregory** (Gregory 1984) beschäftigt sich in seinem 1984 erschienenen Artikel zum Mythos des männlichen Ethnographen und weiblichen Lebenswelten ebenfalls mit der Annahme, dass die weiblichen Bereiche einer Gesellschaft auch am besten durch Ethnographinnen erforscht werden. Diese Annahme bezeichnet Gregory von seinem Standpunkt als männlichen Anthropologen aus allerdings als einen Mythos. Dieser Mythos diene männlichen Ethnologen sehr oft als eine Begründung und Rechtfertigung für die Ignoranz gegenüber den Frauen in den beforschten Gemeinschaften. Denn in der überwiegenden Anzahl von Gesellschaften seinen Informationen über diese Bereiche ohne weiteres auch für männliche Ethnographen verfügbar führt Gerory weiters aus.

Als Beispiel für die Wirkungsweise des Mythos zieht er seine erste Feldforschung heran. Nach seinen eigenen Angaben verfolgte er dabei ein total einseitig auf den männlichen Anteil der Gemeinschaft ausgerichtetes Konzept und es war eben dieser Mythos, der ihm eine weitgehende Ignoranz gegenüber weiblichen Mitgliedern der Gemeinschaft erlaubte.

Dadurch produzierte er eine einseitige Darstellung einer Gemeinschaft, die die Hälfte der Bevölkerung größtenteils ignorierte. Was der Autor allerdings als die gravierendste Folge dieser Vorgehensweise auffasst, ist, dass er dadurch wichtige Dimensionen seiner Forschungsthematik nicht erfasste und teilweise recht fragwürdige Forschungsergebnisse produzierte.

Gender sollte also auch als analytische Kategorie in jede empirische Forschung mit einbezogen werden. Auf diese Berücksichtigung von Gender bezieht sich beispielsweise Bernhard Russel in seinem bekannten „Research Methods in Anthropology“, wenn er in einem Miniabsatz auf *Gender als Variable* verweist. (Er erwähnt, dass Gender als eine einfache, dichotome Variable erscheinen mag, die aber in Wirklichkeit ebenso komplex ist wie „race“ – eine genauer Ausführung dieser Thematik findet sich aber leider nicht)

Diese Gender als Variable Herangehensweise sollte wie Alvesson in einem recht neuen Werk mit dem Titel *Reflexive Methodology* ausführt zumindest eine Differenzierung zwischen Männern und Frauen und deren Erfahrungen in der Forschung bedingen und eine Generalisierung männlicher Sichtweisen als allgemein- und alleine gültig vermeiden.

Gender kann und sollte aber im methodischen Vorgehen noch in einer andern Form mit einbezogen werden.

Um diesen letzten Aspekt der Berücksichtigung von Gender auf den ich hier eingehen möchte zu erläutern, werde ich kurz und nur sehr umrisshaft auf verschiedenen Konzeptionen von Gender eingehen.

Eine recht einflussreiche theoretische Strömungen in der feministischen Forschung, auf die sich insbesondere einige Proponentinnen der feministischen Ethnographie bezogen, war die „standpoint theory“. Diese Theorie geht von einem gemeinsamen Standpunkt aller Frauen aus, der sich auf die Annahme eines gemeinsamen biologischen Geschlechtes stützt. Sex und Gender sind hier klar getrennt und sex gilt als Konstante über die sich Frauen weltweit identifizieren können.

Auch wenn Gender als gesellschaftlich bestimmt und variabel aufgefasst wird, so bedingt die Starrheit in der Annahme eines unveränderlichen konstant gleichbleibenden Sexes aber auch eine gewissen Starrheit und Essentialisierung von Gender.

Hand in Hand bzw. parallel mit der standpoint-theory ging auch die Suche nach Sex/Gender Systemen. Eine Auffassung von Gender als sozialer Rolle, als relativ starres soziales System, welches die Geschlechterbeziehungen bestimmt war bis in die 90er Jahr und darüber hinaus vorherrschend.

Hiermit sehe ich auch eine Haltung verbunden, welche Gender nur als Ursache, als Variable, die verschiedene Perspektiven, verschiedenes Handeln, verschiedenes Denken **bewirkt**, betrachtet und verwendet. Die Miteinbeziehung der Differenz, die Gender in diesem Sinne macht ist natürlich wichtig und kann wie oben erwähnt als empirische Kategorie unter anderen nicht vernachlässigt werden.

Aber Gender somit nur als Ursache zu sehen, greift zu kurz. Denn Gender ist keine ontologische Entität, sondern ein gesellschaftliches, kulturelles Produkt. Die Frage nach der Produktion von Gender, die eben nicht außerhalb von gesellschaftlichen Prozessen geschieht, sollte in den Forschungsprozess ebenfalls mit einbezogen werden.

Ich recurriere hier auf Konzeptionen von Gender als Produkt von performativen Akten (Nach Butler) bzw. Sichtweisen, die mit dem Begriff des doing-gender in Zusammenhang stehen. Diese theoretischen Konzepte betonen – wenn auch auf recht unterschiedliche Weise – die „Gemachtheit“ von Gender und weisen Sichtweisen zurück, die Gender als eine Qualität, die Menschen besitzen, verstehen.

Wie sich diese Sichtweisen von Gender konkret auf das methodische Vorgehen niederschlagen könnten, müsste erst recherchiert und überdacht werden – dass diese Entwicklungen in die Methodenbücher jedenfalls bisher keinen Eingang gefunden haben, kann hier festgehalten werden.

Es könnte bedeuten eben nicht nur zu fragen, wo macht gender in Bezug auf das Thema mit dem ich mich in meiner Forschung auseinander setze einen Unterschied, wo beeinflussen die Geschlechterverhältnisse meine Thematik- welche differenten Sichtweisen haben Frauen und Männer in einer gewissen Gesellschaft von diesem Thema...etc.

Sondern auch mit einzubeziehen, wie werden in dem gesellschaftlichen Bereich mit dem ich mich befasse Geschlechterverhältnisse bestimmt- durch welche Handlungen, durch welche Festlegungen von Handlungen wird soziales Geschlecht aufgeführt, vorgeführt, normiert oder modifiziert und verändert- welche dieser Prozesse tragen wie zu Verfestigungen oder zu Auflösungen von bestimmten Formen von Gender bei.

Somit wird auch der kulturellen Konstruktion von Gender Rechnung getragen – Gender als soziales Geschlecht und nicht als gesellschaftliche Essenz behandelt.

Durch eine solche Herangehensweise wird Gender erst als heuristisches Werkzeug genutzt und der Verwechslung von Kategorie und gelebter Realität entgegenwirkt, wie dies Visweswara in einem zu dieser Thematik sehr passenden Satz formuliert:

„Gender is perhaps best understood as a **heuristic device** and cannot be understood a priori, apart from particular systems of representations. To mistake the category for the reality is to create gender as a sociologism, reducing it to a male/female dichotomy mistakenly constituted in advance of its operation in any system of social representation.“ (Visweswaran, 1997: 616)

### **Bibliographie:**

- Abu-Lughod, Lila. 1990. *Can there be a Feminist Ethnography?* In: *Women and Performance* 5 (1):7-27.
- Alvesson, Mats and Kaj und Sköldberg. 2000. *Reflexive methodology. New vistas for qualitative research*. London: Sage.

- Bell, Diane (ed.). 1993. *Gendered fields: Women, Men, and Ethnography*. London: Routledge.
- Bernard, Harvey Russell. 2002. *Research methods in anthropology. Qualitative and quantitative approaches*. Walnut Creek, California: Altamira.
- Gregory, James. 1984. *The Myth of the Male Ethnographer and the Woman's World*. *American Anthropologist* (86):316-327.
- Haraway, Donna. 1995. Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im FEminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: DIES.: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Carmen Hammer et al. (Hrsg.), Frankfurt /M. 1995: 73-97 (Original 1991).
- Kulick, Don and Wilson, Margret (eds.) 1995. *Taboo. Sex, Identity and Erotic Subjectivity in Anthropological Fieldwork*. London, New York: Routledge.
- Moore, Henrietta. 1989. *Feminism and Anthropology*. Cambridge: Blackwell.
- — —. 1999. *Whatever happened to Women and Men? Gender and other Crises in Anthropology*. In: *Anthropological Theory Today*, edited by H. Moore. Padstow: Polity Press.
- Rapp, Rayna (ed.) 1975. *Toward an Anthropology of Women*. NY and London: Monthly Review Press.
- Rohrlich-Leavitt, Sykes and Weatherford. 1975. *Aboriginal Women: Male and Female Perspectives*. In: *Towards an Anthropology of Women*.
- Saphiro, Judith. 1981. *Anthropology and the study of gender*. In: *A feminist perspective in academy*, edited by L. a. Gove.
- Stacey, Judith. 1993. *Ist feministische Ethnographie möglich?* In: *Unbeschreiblich Weiblich*, edited by G. Rippl. Frankfurt am Main: Fischer.
- Teltscher, Angelika. 2000. *Männerwelt und Frauentext. Wissenschaftshistorische Überlegungen zur Ethnographie aus feministischer Perspektive*. Wien: Univ.Wien, Dipl. Arbeit.
- Visweswaran, Kamala. 1997. *Histories of feminist Ethnography*. In: *Annu. Rev. Anthropol.*26:591-621.

## Protokoll der Arbeitsgruppe „Methoden“ zum Vortrag von Hildegard Schäffler

Anwesende: Andre Gingrich, Barbara Danczul, Ernst Halbmayer, Gebhard Fartacek, Hildegard Schäffler

### Thema: Gender und Methode - Feministische Ethnographie

#### Die wichtigsten Diskussionspunkte:

- Betonung -> Gender nur als empirische Kategorie zu verstehen ist unzureichend => deshalb: „doing gender“ - Produktion von Gender, als etwas von Menschen Gemachtes, d.h. wie werden Geschlechterverhältnisse bestimmt, durch welche Handlungen wird Geschlecht normiert, etc. Gender als soziales Geschlecht, nicht als gesellschaftliche Essenz.
- Ausgehend von Zitat (Visweswaran) am Schluss des Referats (siehe Handout) -> darauf hingewiesen, dass Begriff „Heuristisch“ mehrere Bedeutungen in sich vereint bzw. zulässt: im europäisch-westlichen Raum ist er v.a. an die Hermeneutik (Verstehenslehre) gebunden, aber er ist nicht nur als Verstehenskategorie zu sehen, sondern auch als epistemologische Grundkategorie (erkenntnistheoretisch).
- Danach wurde die Frage aufgeworfen, ob der im Referat vorgeschlagene methodische Zugang sich auch bei quantitativen Verfahren anwenden lässt ->? (Lücke in Aufzeichnungen)
- Betreffend die praktische Umsetzung der vorgestellten Methode -> im sozialwissenschaftlichen Bereich => innerhalb der Anthropologie wenig vorhanden, im Gegensatz dazu gibt es im Bereich der oral history (Lebensgeschichten), der ethnohistory bzw. Ethnohistorie sowie im evolutionistischen Bereich einige inputs von feministischer Seite zum Methodischen.

Ein Literaturhinweis für Bereich der Anthropologie -> Stanley Barrett: „Handbook of Theory and Method in Anthropology.“

- Gegenüberstellung unterschiedlicher Herangehensweisen am Beispiel Transvestie: einerseits -> Hermann Baumann „Das doppelte Geschlecht“: zur Transvestie im afrikanischen Kontext geschrieben -> sieht es als Erbe der Hochkultur (diffusionistischer Gedanke) <-> andererseits -> Westfal-Helbusch: mit Transvestie im Südirak beschäftigt -> aus anthropologischer Perspektive: als eine Aufweichung der Geschlechterkategorien, eine Unterwanderung des strengen Geschlechterkodex betrachtet.

### **Zusammenfassung**

Eine feministische Perspektive in den hier interessierenden Themenfeldern verlangt sowohl eine epistemologische Verortung als auch eine methodologische Begründung, ebenso wie eine methodisch-empirische Umsetzung, die nicht von alleine kommt. Bisher ist es expliziter und systematischer gelungen, diesen Anspruch in verschiedenen wichtigen Teilbereichen von historischem Arbeiten einzulösen – so etwa in evolutionsorientierten Entwicklungs-Rekonstruktionen, im Bereich der Geschichtsschreibung „von unten“, oder bei feministischen Formen von oral history und Ethnohistorie. Gegenüber diesem reichhaltigeren Fundus im historischen Bereich ist die Durchdringung von sozialwissenschaftlicher Methodik mit feministischen Grundsätzen erst in etwas schmalerem Ausmaß, das primär durch die Soziologie geprägt wurde, gelungen. Hier sind wichtige Felder qualitativer Sozialforschung wie etwa die Varianten von grounded theory zu nennen, während zugleich eine neue, selektive Offenheit auch gegenüber quantitativen Verfahren festzustellen ist.